

Vergißeinnicht 1913

10 (1913)

Vergißmichnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

31. Jahrgang.
Nr. 10.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsere Beförderern
bezogen.

Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
Oktober 1913.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Ein südafrikanisches Struwwelpöppchen.

Das Lied von der Arbeit.

Es rasseln die Räder, der Amboß gelst,
Es zischen die feurigen Zungen,
Der schwere Hammer im Takte fällt,
Von hehnigem Arme geschwungen,
Es dreht sich die Scheibe, die Säge reißt,
Gewaltig im Bogen das Schwungrad kreist.

Die Räder sie stehen, der Amboß schweigt,
Vergeblich lodern die Flammen,
Und Hammer und Säge ans Schwungrad geneigt,
Sie ruhen alle zusammen;
Sie ruhen machtlos, wenn Einer will:
Wenn Gottes Maschine, der Mensch, steht still.

Wir ringen und schaffen in harter Not,
Wir mühen mit starkem Arme,
Nur weil der Herrgott uns so gebot,
Daß er sich unser erbarne:
Nicht Menschenwille, nicht Geld und Gut,
Treibt durch die Adern das schäumende Blut.

Und ob uns verachtet die halbe Welt,
Und ob uns der Umsturz tadelt:
Am Kreuze, da hing ein tapferer Held,
Der hat unsere Arbeit geädelt;
Sein Blut so rot und unser Schweiß
Sind harter Mühe geheiligter Preis.

Drum Brüder, reicht Euch die schwielige Faust
Und stehet ohne zu beben;
Ob machtvoll der Sturm auch von unten jaust,
Die Hölle muß sich ergeben;
Und ob der Weichling bebt und fällt,
Wir halten vor Gott die ganze Welt.

Wjgr. Dr. Eugen Hillmann.

Das Mariannhiller Missionshaus „St. Paul“.

Nach zehnmonatlicher Abwesenheit kam ich wieder zurück nach unserm lieben Missionshaus „St. Paul“. Wieviel hatte sich doch seitdem wieder verändert! Früher hatte ich, von Kempen über Walbeck kommend, fast eine Stunde zu Fuß durch Heide- und Busch gehen müssen, diesmal aber kam ich mit der *Kleinbahn*, die seit Ende Mai L. J. Venlo mit Ahmwegen verbindet und direkt an unserm neuen Missionshaus vorbeiführt, so daselbst eine eigene Haltestelle errichtet hat. Ein unschätzbare Vorteil nach jeder Richtung hin!

Und „St. Paul“ selbst? „Klein-Wink“, aus dem es bekanntlich entstand, lag so im Walde versteckt, daß man es, zumal von Westen her kommend, erst sah, wenn man unmittelbar davorstand. Jetzt grüßt jedem schon aus weiter Ferne der ansehnliche Neubau entgegen, den man inzwischen speziell für die Ordensgemeinde aufgeführt hat, und der jetzt durch einen zweiten, in erster Linie für unsere Studenten berechneten Flügel, erweitert werden soll.

Ich steige aus. Freundliches Grüßen, Winken und Händedrücken ringsum! Ja, das ist trotz der mannigfachen Veränderungen noch immer mein altes liebes „St. Paul“, in dem ich mich sofort wieder heimisch fühle! — Siehe, da kommt uns auch schon der Hochw. P. Superior entgegen, führt mich ins neue Heim und zeigt mir alles, was er inzwischen gemacht und gebaut hat. Man sieht, da ist ein gutes Stück Arbeit geschehen. Von einem definitiven Ausbau unseres Missionshauses kann allerdings noch lang keine Rede sein. Man wollte bloß einmal den dringendsten Bedürfnissen abhelfen, denn das alte Klosterchen war uns viel zu eng und klein geworden; da arbeitete der Schuhmacher im Keller, der Schmied in einer provisorischen Holzbude, der Schreiner im alten Kuhstall usw. Jetzt gibt's wenigstens Platz, und kann alles mit der nötigen Trennung von Studenten und Postulanten, Novizen und Professoren schön klösterlich eingerichtet werden. Dabei weiß man allerdings zum voraus, daß auch im jetzigen Neubau späterhin manches wird anderen Zwecken dienen müssen. Das liegt so in

der Natur der Sache; das Kloster muß wachsen und dessen Einteilung sich ändern je nach der Entwicklung der Gemeinde.

Unser erster Gang galt der neuen Kapelle. Sie liegt im ersten Stock, ist allerdings nur ein einfacher, notdürftig ausgestatteter Saal, allein doch ungleich besser und des lieben Heilandes im Tabernakel würdiger, als das kleine Dachkammerlein, das uns bei der Eröffnung von „St. Paul“ im Mai 1911 als Kapelle dienen mußte. Ramentlich freute es mich, daß man in der neuen Kapelle auch schon provisorische *Chorpute* aufgestellt hatte, denn seit Eröffnung des Noviziates am Feste Maria Geburt 1912 hat in „St. Paul“ das kanonische, sämtliche Tagzeiten umfassende *Chorgesebet* begonnen. Neben der Kapelle ist eine geräumige Sakristei, die ebenfalls ein Altärchen aufweist, auf dem fast täglich zwei heilige Messen gelesen werden. („St. Paul“ hat jetzt acht Priester, vier Ordens- und vier Weltpriester, wovon letztere als Lehrer und Professoren bei uns tätig sind.) Es folgt ein freundliches Zimmer für unsere Brüder, ein paar Gastzimmer, die Wohnung des P. Superiors und einiger Klosterbeamten usw., während in dem davorliegenden Gange ein kleiner, recht fleißig besuchter Kreuzweg errichtet ist. Er hatte einst unser altes Kapellchen geschmückt und ist nun hier neuerdings zu Ehren gekommen. Hinten beim letzten Fenster aber sitzt in seinem Käfig ein munteres Kanarienvogelchen und singt und lärmt mit uns um die Wette, wenn drüben in der Kapelle das Chorgebet beginnt.

Im zweiten Stockwerk wohnen mit ihrem P. Magister die *Novizen und Postulanten*. Da ist es ruhig und still, und genießt man die schönste Aussicht nach dem nur zwei Stunden von hier entfernten großen Wallfahrtsorte *Revelaar*. Nur schade, daß der Insassen für unsere Bedürfnisse noch immer allzu wenig sind: 2 Chornovizen, 9 Brüdernovizen und 14 Postulanten. Hl. Joseph, erwecke unserm Hause neue Verufe! Führe uns fromme, willige Brüder zu und vor allem brave, seeleneifrige Priester und Priesteramtskandidaten! Es ist noch hinreichend Platz da für viele, und an lohnender Arbeit soll's keinem fehlen. — Unterm Dachraum sind

die Schlafstätten der Brüder und das Vestiarium; im Erd- und Kellergeschoß finden wir die Küche, das Refektorium, eine Schreinerei, die Waschküche, Schusterrei, sowie verschiedene Räumlichkeiten für den Motor und die elektrischen Kraftanlagen usw.; kurz, es ist alles, wenn auch einfach, doch recht praktisch und wohnlich eingerichtet.

Im alten Mönsterchen sind gegenwärtig unsere Studenten untergebracht und in den vier an die Kapelle anstoßenden Zimmern wohnen die Herren Lehrer und Professoren. Auch da gäbe es noch Platz für viele. Soll denn Mariannhill fortwährend über Mangel an Missionärszöglingen zu klagen haben? In weiten Kreisen scheint man überhaupt noch gar nicht zu wissen, daß hier in „St. Paul“ und im Studienkonvikt „Mossianum“ in Vohr a. M. fromme talentierte Knaben und Jünglinge,

„St. Paul“ gebracht und Tags darauf haben wir ihn hier auf dem neu angelegten Friedhof begraben. Bruder Christian war erst im Jahre 1909 nach Mariannhill gekommen und hatte mir damals offen gestanden, ein Artikel des „Vergißmeinnicht“, worin von dem raschen Gengang unseres Bruders Paulus † die Rede war, habe ihn schließlich zum Eintritt bei uns bewogen; eine innere Stimme habe ihm damals wiederholt gesagt: „Jetzt mußt du gehen und diesen Bruder ersetzen!“ Er kam und ersetzte ihn, leider nur auf wenige Jährchen. Findet sich unter unsern Lesern nun keiner, der sich von Gott berufen fühlt, die Stelle des Bruders Christian zu ersetzen? —

Wozu noch viele Bedenken, und weshalb noch lange rechnen mit Fleisch und Blut, wenn du dir sagen mußt:



Das Mariannhiller Missionshaus „St. Paul“ von Nordosten aus gesehen.
(Neubau, fertiggestellt 1. Mai 1913, bezogen 1. Juni 1913.)

die Priesterberuf haben und sich später der Mariannhiller Mission anschließen wollen, willkommene Aufnahme finden.

Wie dringend not wäre uns doch ein neuer, frischer Zuwachs an Missionspersonal! Unsere südafrikanische Mission dehnt sich unter Gottes Segen immer weiter aus, während sich die Reihe unserer Missionare und Brüder von Jahr zu Jahr lichtet. Von dem unerwartet schnellen Gengang des Hochw. P. Gerard Schwenkart berichtet ein eigener Artikel des vorliegenden Heftes (siehe Seite 228), und auch unser Missionshaus „St. Paul“ hatte jüngst den Verlust eines Bruders zu beklagen. Schon auf meiner Rückreise hieher hatte ich in Venlo erfahren, es liege im dortigen Krankenhaus einer unserer Brüder schwerkrank darnieder. Es war unser guter Bruder Christian Krenn, aus Wehr in Oesterreich gebürtig. Ich besuchte ihn sofort, fand ihn aber leider schon in einem so entkräfteten Zustande, daß ich gleich erkannte, daß seine Tage gezählt seien. Tatsächlich hauchte er schon zwei Tage später still und friedlich seine Seele aus. Donnerstag, den 10. Juli, wurde seine sterbliche Hülle im Leichenwagen nach

„Gott will es! Der Herr ist es, der mich ruft!“ Was gibt es Schöneres und Verdienstlicheres, als dem Herrn im heiligen Ordensstande zu dienen, zumal, wenn damit, wie bei uns, das apostolische Werk der Mission verbunden ist? Gewiß sind dabei auch manche Opfer zu bringen, allein die Gnade Gottes hilft über alle Schwierigkeiten hinweg, und überreich ist auch der Lohn dessen, der in Treue ausharrt bis ans Ende. Ein gutes, ein eingedrücktes, vollgerütteltes und überfließendes Maß wird ihm in den Schoß gegeben werden. Luf. 6, 38.

P. Dominikus.

Massenübertritt zur katholischen Kirche.

Von P. Solanus Peteref.

Einsiedeln, Juni 1913. — Etwa 15 Kilometer von unserer Station M. Einsiedeln in Südafrika entfernt, liegt in sehr fruchtbarer Gegend das freundliche Städtchen Richmond. Es ist durch eine Kleinbahn mit der Hauptlinie Durban—Johannesburg verbunden, ist der Sitz der Zivilbehörde, hat mehrere Kirchen und Kapellen und

unter seinen Schulen auch das sogenannte Indaleni-Institut, eine Art Lehrerseminar.

Unter den verschiedenen protestantischen Religionsgesellschaften ragt eine amerikanische Sekte hervor, welche im Anschluß an die Worte des Herrn „Geht hin und lehret alle Völker“ ihr Hauptgewicht auf die Predigt und das Lehramt legt. Die Bibel erklärt dabei jeder nach seinem Kopf, Sakramente haben sie nur zwei: die Taufe und das Abendmahl. Letzteres kann bei ihnen auch ein Laie spenden und das Brot hiezu aus dem nächsten Kaufladen holen. Sie haben übrigens auch eine Art öffentlicher Beichte, allein sie beschränkt sich auf das Bekenntnis von Fehlern, die schon jedermann kennt, wie Zorn, Trunksucht, Schlägereien usw. Charakteristisch ist bei dieser Sekte die Abneigung gegen die Silberverehrung. Kommt da eines Tages eine protestantische Lehrerin in unsere Missionskapelle, in welcher vorn die lebensgroße Statue des göttlichen Heilandes und an den Wänden die 14 Kreuzwegstationen nebst einem Bilde, die Aussendung des hl. Franz Xaverius durch St. Ignatius darstellend, zu sehen sind. Diese Bilder sehen und entsezt hinausstürmen war das Werk eines Augenblickes. „Mein Gott, mein Gott,“ rief sie aus, „Reßer, Reßer, hinaus, fort, fort von diesem Ort!“ —

Ich will nicht mehr darüber sagen, denn es ist nicht meine Gewohnheit, auf Andersgläubige einen Stein zu werfen. Tatsache jedoch ist, daß es unter dieser amerikanischen Sekte in der Gegend von Richmond schon lange gährte. Ist auch der große Haufe dieser Irrgläubigen in blindem Fanatismus einem leeren Formelwesen ergeben, so fehlte es darunter doch nicht an tiefer angelegten, denkenden Seelen, die bei dieser Art von Gottesverehrung nicht den wahren Herzensfrieden finden konnten. Vor allem waren es die schwarzen Lehrer und Katecheten, bei denen starke Zweifel über die Richtigkeit ihres Glaubens aufstiegen. Es erschien ihnen ihr ganzes System zu leer und zu äußerlich, dagegen zog sie die katholische Mutterkirche mit ihren sieben heiligen Sakramenten und ihrem schönen, Herz und Gemüt erhebenden Ritus mächtig an. Diese Vorliebe für den Katholizismus gewann immer mehr Boden auch beim gewöhnlichen Volk, doch vom förmlichen Uebertritt hielt sie noch der Ober-Katechet Ozaia zurück, welcher der Vertreter des englischen Pastors Brus in Pieter-Maritzburg war. Wir in Einsiedeln wußten von dieser Gärung und bestürmten den Himmel mit Gebeten und Opfern um die Zurückführung der armen Irrenden. Es wurde in dieser Intention eine Novene nach der andern gehalten und namentlich auch fleißig zu den armen Seelen gebetet.

Den endgültigen Ausschlag gab eine Sache, an die ich gar nicht gedacht hatte, so daß ich darin so recht das Walten der göttlichen Vorsehung erblickte. Ich wurde nämlich von einer protestantischen Familie zu einem Besuche eingeladen, um für ihr sterbenskrankes Kind zu beten. Dies vernahm Ozaia, der amerikanische Oberkatechet, und entschloß sich, infognito ebenfalls dorthin zu gehen, um zu sehen, was ein römisch-katholischer Priester in solchem Falle mache. Ich selbst hatte natürlich davon keine Ahnung, kannte auch damals Ozaia noch gar nicht. Ich fand das Kind sehr schwer krank und riet den Eltern, es katholisch taufen zu lassen, wozu sie sofort ihre Einwilligung gaben. Da wir infolge bischöflicher Dispense auch im Kraal die Taufe feierlich spenden dürfen, machte ich davon Gebrauch, und somit war Ozaia mit Staunen Zeuge von unserm schönen, höchst erbauenden Taufritus. Das schlug ein! „Eine Religion,

die ihre Sakramente mit solch' schönen und bedeutungsvollen Zeremonien umgibt und die sogar einem kleinen, sterbenden Kinde gegenüber mit solch' zarter Sorgfalt und wahrhaft mütterlicher Liebe auftritt, muß vom Himmel kommen. Ja, die katholische Kirche ist die wahre, von Jesus Christus gestiftete Kirche“, so dachte Ozaia und gestand mir das später offen, als wir näher bekannt und gute Freunde geworden waren.

Nun war der Oberkatechet auch gewonnen. Auf seine Veranlassung hin wurde eine Deputation nach Maritzburg ans Indaleni-Institut geschickt, alle fünf Distrikte der amerikanischen Sekte, die zwischen Einsiedeln und Richmond bis hinab zur Hele-Hele-Brücke am Unifomazifluß liegen, sagten sich von der protestantischen Kirche los und traten zur katholischen Mutterkirche über. War das ein Jubel und eine Freude für uns alle! Ich ließ, sobald die Sache endgültig geregelt war, in Einsiedeln zum Gottesdienste läuten; es versammelte sich die ganze Ordensgemeinde in der Kapelle und sang da zusammen ein kräftiges, aus innerstem Herzensgrunde kommendes „Te Deum laudamus!“

Bis dieser Bericht im „Bergigmeinnicht“ erscheinen wird, ist jedenfalls die katholische Unterweisung jener früheren Irrgläubigen in vollem Gange. Sie und da nehme ich unsere Kinder und Christen von Einsiedeln und „St. Bernard“ und gehe mit ihnen nach Richmond, um in der dortigen Kapelle, die ich inzwischen für den katholischen Gottesdienst geweiht und eingeseignet habe, die heilige Messe zu lesen, zu predigen und zu katechisieren und katholische Lieder zu singen. Das geschieht stets unter großem Andrang des schwarzen Volkes. Da jedoch jene Kapelle etwas einsam steht, und ich dem Reide und der Nachsicht gewisser Kreise nicht recht traue, so lasse ich dort nichts, was zur Feier des katholischen Gottesdienstes gehört, zurück, sondern nehme alles wieder mit heim nach Einsiedeln: Altarstein, Messkleider, Bilder, Leuchter, Missale, Altartücher usw., dies alles müssen unsere Kinder auf ihren Köpfen 15 Kilometer weit hin- und hertragen, und tun es mit großer Freude.

Nun ist es aber nach der Hele-Hele-Brücke 32 Kilometer, und auch dort will man katholischen Gottesdienst haben und ruft man nach Katechismusunterricht und Berichtigung der irrigen Glaubenspunkte. Wie soll ich aber das als einzelstehender Missionar fertig bringen? Ich gebe vorläufig einfach dem Oberkatecheten und einigen anderen Führern des Volkes speziellen Unterricht in den katholischen Religionswahrheiten; diese müssen dann den großen Haufen unterrichten und ihnen nach Kräften nachhelfen. Ich selbst kann nur zeitweilig zu allen kommen. Wie notwendig wären da neue, frische Missionskräfte! Schon in der Mai-Nummer I. J. hatte ich die Frage gestellt: „Ist denn niemand da, der sich persönlich unserer Mission anschließen will? Was ist es doch Schönes und Gnadenvolles um die Mission im Heidenlande, und wie viel kann ein seeleneifriger Missionar mit Gottes Gnade für diese armen Schwarzen tun! Welch' schöne Gelegenheit auch für ihn selbst, sich viele und große Verdienste für den Himmel zu sichern!“ Diese Frage und diesen Aufruf stelle ich auch heute wieder; also heran, heran ihr alle, die ihr noch Eifer habt für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden und die ihr wahren Missionsberuf in euren Herzen fuhlet!

Ein anderer Punkt, der mir schwere Sorgen macht, ist der: Diese ehemaligen protestantischen Kapellen sind sehr armselige Dinger, die notwendig durch etwas Besseres, Solideres ersetzt werden sollten, und die man dann natürlich auch entsprechend einrichten müßte. Denn

das Hin- und Hertragen so vieler Sachen, wie ich es oben erwähnte, wird sich auf die Dauer schlecht machen lassen. Namentlich bedenklich wäre dieser Nothbehelf im Sommer, wo man hierzulande mit so vielen Regengüssen zu rechnen hat und beständige Gefahr droht, daß die Kultgegenstände, von den Kindern frei und ungeschützt auf dem Kopfe getragen, durch die Nässe schweren Schaden leiden. O ständen mir doch die nötigen materiellen Mittel zu Gebote! Mit welcher Freude wollte ich die gegenwärtig herrschende Begeisterung für die

Dieser protestantische Engländer, der hier eine so edle Gesinnung bekundet, wohnt so ziemlich in der Mitte des Weges zwischen Emsiedeln und Richmond. Bauen kann ich allerdings auf seiner Farm vorläufig nichts, denn das Mutterhaus Mariannhill hat weder Geld noch Bauleute; allein, ich möchte das hochherzige Anerbieten doch annehmen, und mir wenigstens einen Platz für eine spätere Kapelle bezeichnen lassen, bevor irgend etwas dazwischen kommt und der gute Mann seine Gesinnung vielleicht wieder ändert.



Südafrikanische Kartoffelernte. (Missionsstation Revelaer in Natal.)

katholische Sache ausnützen. Schrieb mir doch unlängst ein protestantischer Gutsbesitzer folgenden Brief:

Dear Father Solanus!

I am willing, that you should build a Chappel on my farm, Fairfield. O yes, I am very glad, that you want to have one here. You are very welcome to do so; any time you like, you can come and see me, and we will look round and see a place for it and talk matters over.

your obedient servant

J. Clark.

Zu Deutsch:

„Lieber Vater Solanus!

Ich möchte gerne haben, daß Sie auf meiner Farm „Fairfield“ eine Kapelle bauen. Gewiß, es sollte mich sehr freuen, wenn Ihnen hier eine solche erwünscht wäre. Sie sind mir zu genanntem Zweck herzlich willkommen und jederzeit, wann es Ihnen beliebt, mögen Sie zu mir kommen; wir wollen dann umhergehen, um einen geeigneten Platz ausfindig zu machen und die Sache näher zu besprechen.

Ihr gehorsamer Diener

J. Clark.“

Habe mir auch schon den Kopf darüber zerbrochen, welchen Namen ich diesen beiden Außenstationen geben soll. Besonders nahe lägen mir die Namen „St. Michaelis“ und „St. Ludger“. Die erstgenannte Heilige wurde der Mariannhiller Mission von unserm zweiten Abte, Amandus Schölzig †, als besondere Patronin empfohlen, St. Ludger aber, der im Rheinland und in Westfalen so hochverehrte Heilige, erinnert mich an unsern seligen P. Ludger, einen überaus frommen Priester, der viele Jahre hindurch als Superior in M. Emsiedeln tätig war und der jedenfalls auch heute noch viel für Emsiedeln und seine Mission betet. Sollte sich jedoch unter den geehrten Lesern ein hochherziger Wohltäter finden, der Vater und Protektor einer dieser neuen Missionsstationen sein will, so wollen wir ihm mit Freuden das Recht einräumen, sie nach freiem Ermessen zu benennen. Inzwischen wollen wir zusammen fleißig beten, daß auch fernerhin Gottes Segen auf unserem Missionswerk ruhe; denn an Gottes Segen ist alles gelegen, und wenn der Herr nicht will, steht alles still.

Das Kaffernland in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

Die Häuptlinge genießen beim Kaffernvolk ein unglaubliches Ansehen. Kein Untertan, sagt der Dominikaner-Missionar Joao dos Santos, wagt es, vor seinem Gebieter zu stehen oder ihm ins Angesicht zu schauen; er muß vielmehr etwas seitwärts knien und die Augen beständig zu Boden schlagen. Nur die Portugiesen haben das Recht, stehend mit ihm zu verkehren.

Stirbt der Häuptling und ist er mit großen Ehren begraben, so geht sein Sohn und Nachfolger am kommenden Morgen in den Königspalast und nimmt davon in feierlicher Weise Besitz. Dann läßt er in allen Gassen und Straßen verkünden, das Volk möge kommen und

einen ganzen Tag in Anspruch. Am nächsten Morgen sendet der König seine Boten zu den Nachbarfürsten aus, den Tod seines Vorgängers und seine eigene Thronbesteigung zu melden.

Wird der regierende Fürst von einer unheilbaren Krankheit befallen oder hat er das Unglück, sich irgendein entstellendes körperliches Gebrechen zuzuziehen, so muß er der Krone entjagen, weil er dann als unwürdig gilt, über andere zu herrschen. Gewöhnlich bezeichnet er in solchem Falle seinen Nachfolger und nimmt ein scharfes Gift, das seinem Leben rasch ein Ende macht.

Dieser Sitte aber, fügt Joao dos Santos bei, folgte keineswegs der zu meiner Zeit regierende Fürst. Er hatte das Unglück gehabt, einen Vorderzahn zu verlieren. Statt nun aber abzudanken, ließ er dieses Er-



Südafrikanische Leitochsen mit ihrem schwarzen Führer. (Missionsstation Mariazell, Kapkolonie.)

ihm die übliche Huldigung leisten. Unter großem Jubelgeschrei wird dem königlichen Befehle Folge geleistet. Die Leibwache besetzt jedoch die Tore des Palastes und läßt von dem allseits herbeidrängenden Volke nur soviel Personen ein, als der Vorstellungssaal faßt; denn es soll alles Gedränge und jede Verwirrung vermieden werden.

Die Eingelassenen werfen sich auf die Knie nieder, rutschen bis zum Throne vor und schwören dem Könige, der sich hinter einem Vorhange verborgen hält, unverbrüchliche Treue. Haben alle den Schwur geleistet, dann tritt er vor, und jeder Untertan legt nach Landesitte seine Hände in die des Königs. Zum Schlusse läßt der Fürst ein aus Hirse und Reis bereitetes Bier, von den Schwarzen Pombe genannt, bringen, wovon jeder einen herzhaften Schluck nimmt. Die Zeremonie wiederholt sich, und der Saal füllt sich fortwährend aufs neue, bis endlich alle an die Reihe gekommen sind. Bei einem großen Stamme nimmt eine solche Huldigungsfeier oft

eignis seinen Untertanen mit der Erklärung verkünden, eines solch' unbedeutenden Gebrechens wegen wolle er sich ihnen nicht entziehen; er wolle vielmehr sein Leben solange als möglich erhalten, weil dies zu ihrer Wohlfahrt höchst nötig und nützlich sei. Das Volk, das seine Grausamkeit fürchtete, gab sich damit zufrieden, und ein Gegenkandidat, der übrigens nur geringen Anhang gefunden hatte, mußte schnellstens aus dem Lande flüchten.

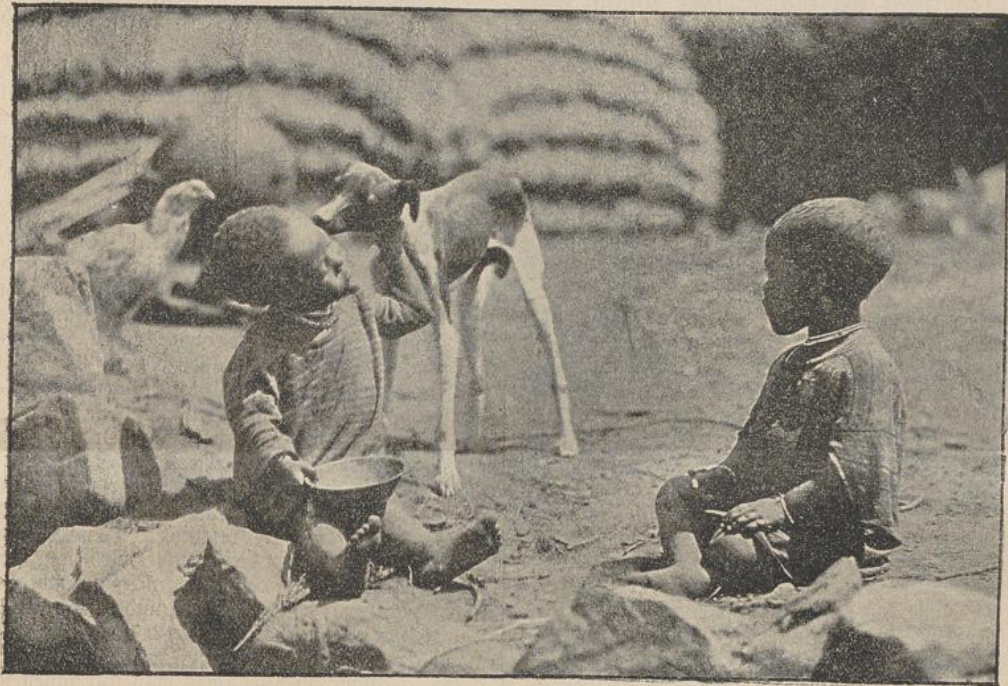
Ist ein König rechtmäßig gewählt und hat er von dem Palaste Besitz genommen, so wird zum Zeichen der definitiven Anerkennung der Bogen seines Vorgängers zerbrochen. Alle Großen des Landes müssen dieser Feierlichkeit beiwohnen; und bei dieser Gelegenheit werden nicht selten alle Mißliebigen dem verstorbenen König ins Grab nachgeschickt, damit er dort eine angenehme Gesellschaft habe. Die Klügern, welche ihr Los ahnen, erscheinen nicht, sondern suchen sich rechtzeitig in ein benachbartes Gebiet zu retten.

Einem alten Herkommen gemäß hat der König die Pflicht, alljährlich zum frommen Gedächtnis seiner Vorgänger ein großes Fest zu feiern. Dasselbe findet im Monat September bei eintretendem Neumond auf einem hohen, dichtbewaldeten Berge in der Nähe der Königsgräber statt. Der König, sein Hofstaat und eine große Menge Volkes aus allen Teilen des Landes begibt sich dorthin. Da ist zunächst für ein freudiges Gelage, das eine volle Woche dauert, hinlänglich gesorgt. Da wird gegessen, getrunken, gesungen und getanzt wie toll, und allen miteinander sucht es der König in jeder Beziehung zuvorzutun.

Auch werden Spiele und Scheinkämpfe veranstaltet. Die Menge stellt sich in zwei Schlachtreihen mit großem Geschrei gegenüber. Ist es der einen Reihe gelungen,

Der Zauberdoctor beantwortet nach einigen Gauleien alle diese Fragen, und wenn auch der Fürst weiß, daß dies alles lauter Humbug ist, so stellt er sich doch gläubig, weil dieses geheimnisvolle Zwiegespräch sein Ansehen beim Volke gewaltig erhöht. Wer sollte nicht einen Fürsten respektieren, der in solch vertrauter Weise mit den Geistern seiner Vorfahren verkehrt und dadurch die ganze Zukunft kennt und in tausend Geheimnisse eingeweiht ist?

Man könnte bei diesem Anlasse fragen, ob das Kaffernvolk eine bestimmte Religion habe. Diese Frage ist nicht so leicht zu beantworten, denn man findet hier weder Tempel noch Götzenbilder. Unser alter Gewährsmann sagt: Als ich die verständigsten unter dem Volke fragte, wohin wohl nach ihrer Ansicht die Seelen ihrer



Wenn die Schüssel leer, leckt der Hund pflichtschuldig den Jungen ab.

die andere zu durchbrechen, so mischen sich die Kämpfer zu einem wilden Tanze. Wer am längsten aushält und den Platz behauptet, gilt als Sieger und erhält den für solche Heldentat ausgesetzten Preis.

Erst nach diesen Neußerungen der Freude beginnt die Trauer um den alten verstorbenen König. Das ganze Volk zerfließt in Tränen und klagt und trauert um den dahingegangenen Landesvater in herzbrechender Weise. Am dritten Tage erscheint ein Zauberdoctor, der die Stimme des verstorbenen Fürsten in täuschender Weise nachzuahmen versteht. Das abergläubische Volk meint natürlich, es sei der König selbst, oder es spreche wenigstens dessen Seele aus ihm. Alles wirft sich auf die Kniee nieder und hört ehrerbietig die Ermahnungen an, welche der Geist des Verstorbenen zu geben hat; dann entfernt sich alles lautlos, denn der regierende Fürst will nun allein mit seinem seligen Vorgänger reden und sich in wichtigen Dingen Rats erholen. Er bittet ihn, ihm die Zukunft zu enthüllen, ihm zu sagen, ob das nächste Jahr Krieg oder Frieden, Sieg oder Niederlage bringe, ob von seinen Untertanen kein Aufstand drohe usw. usw.

Stammesgenossen kämen, die ein gutes, tadelloses Leben geführt hätten, ob sie sich wohl im Himmel bei Molungu (Gott) befänden, da antworteten sie mir: „Molungu allein thront im Himmel; den Seelen der Guten aber werden äußerst schöne und liebliche Orte zum Aufenthalte angewiesen, wo sie an allem größeren Ueberschuß haben, als auf dem schönsten und fruchtbarsten Lande dieser Erde“. Ein gewiß sehr beachtenswerter Ausspruch.

Die hiesigen Kaffern haben auch einige Festtage und halten sie sehr genau. Sie töten an diesen Tagen nicht einmal ein Tier zu ihrer Nahrung und dulden dies auch bei keinem andern. Ein portugiesischer Kaufmann, der gelegentlich hier durchreiste und das Verbot nicht kannte, ließ an einem solchen kaffrischen Festtag durch seine Diener einen Ochsen schlachten. Der Fürst, der davon hörte, geriet über diese Entheiligung des Festtages in solche Wut, daß er dem Portugiesen und seinen Leuten bei Todesstrafe verbot, von dem geschlachteten Tiere zu essen. Der Portugiese wollte sich sonst heimlich Fleisch verschaffen, doch auch dies wurde ihm strengstens untersagt. Ein Versuch, den erzürnten Fürsten

durch Ueberfendung wertvoller Geschenke milder zu stimmen, scheiterte kläglich an dessen Standhaftigkeit. Das Fleisch des geschlachteten Ochsen durfte nicht einmal verscharrt werden. Frei im Hofe des Portugiesen mußte es liegen bleiben, bis der Himmel, der durch die Mißachtung des Festtages beleidigt worden war, es verzehrt habe. Der Portugiese litt unter dem pestartigen Geruche, den das Tier nach kurzer Zeit verbreitete, entsetzlich; doch erst nach einigen Tagen, als man ihn für seinen Frevel hinlänglich gestraft glaubte, erhielt er die Erlaubnis zur Weiterreise. Das mag hart erscheinen, zeigt aber doch, wie streng diese heidnischen Rassen ihre Gesetze halten. (Fortsetzung folgt.)

Ein ganzes Volk als Opfer einer Wahn-Idee.

Von P. Albert Schweiger.

(Schluß.)

Endlich naht der heißersehnte Tag, der erste Vollmond des neuen Jahres. Schon am Abend zuvor schleppten sich viele an die Flußufer in der Erwartung, dort Zeugen zu sein von der Auferstehung ihrer lieben Freunde und Vorfahren. Was mußte es ferner Herrliches sein, wenn plötzlich mitten in so schrecklicher Hungersnot schönes fettes Vieh, die Augenweide eines jeden Rassen, massenhaft aus den Flüssen heraufstieg! Andere, die nicht mehr soweit gehen konnten, halbverhungerte Männer und Greise, hielten das Gesicht über die Gruben und Kelleröffnungen, um mit eigenen Augen das große Wunder zu schauen, wie die leeren Magazine und Vorratskammern sich plötzlich bis zum Rande mit neuem, frischem Getreide füllen würden.

Wohl stand der Mond mit seinem Silberlicht am Himmel und sein volles, mildes Antlitz strahlte in seltener Fülle und Pracht. Wohl saßen und lagen die armen Leute teils an den Ufern der Flüsse, teils am Rande ihrer Kelleröffnungen und schauten und schauten. Schon war es einzelnen, als sähen sie bereits in der Ferne die Hörner zahlloser Ochsen und Kühe aus dem Flußbett steigen. — eitle Täuschung! Stunde um Stunde verrinnt, und noch immer ist von dem großen, sehnüchlich erwarteten Wunder keine Spur zu sehen.

Endlich bricht der Morgen an, die Höhen und Spitzen der Berge ringsum färben sich im Morgenrot, und bald baden sich Hügel und Täler in einer Flut von Licht, — in den Herzen der Schwarzen aber wird es Nacht, rabenschwarze, stoffinstere Nacht. Zum erstenmale steigt ein grausamer, entsetzlicher Zweifel in ihnen auf. Wie, wenn sie betrogen waren? — Wenn all ihre Hoffnungen nur auf Lüge und eitlen Trug beruhten? Was dann? — Was dann?

Das Volk beginnt zu murren, man stellt Nonggausi, die Prophetin, zur Rede, sie soll ihnen sagen, warum das Wunder sich nicht vollzieht. — Das Mädchen erwidert, der Grund sei der, daß einzelne Kraalbesitzer nicht all ihr Vieh getötet, sondern es teilweise in abgelegenen Waldschluchten verborgen hielten. Solange dies der Fall sei, könne das neue Vieh nicht zum Vorschein kommen. Die Antwort klingt plausibel. Ueberall wird eifrig nach verstecktem Vieh gesucht, und erschlagen, was man nur immer davon finden kann. Doch ohne Erfolg, das Wunder will nicht kommen.

„Wo bleiben denn unsere verstorbenen Häuptlinge und Anverwandten, wo die schönen, jugendfrischen Bräute?“ — Die Prophetin eilt zum verhängnisvollen Fluß, steigt ins Wasser und lauscht von neuem. Rings umher steht das hungrige, erwartungsvolle Volk; es ist,

als horche mit ihr das ganze Land. Welche Kunde wird nun kommen? —

Da hört sie unter sich die Stimmen der Geister und entsetzt sich. Die Unglücks-Prophetin öffnet den Mund und spricht: „Ich habe Streitreten und großes Geschrei unterm Wasser vernommen. Unter den Seelen der verstorbenen Familienväter und Häuptlinge herrscht großer Streit; jeder von ihnen will zuerst auferstehen und das Licht der Sonne erblicken. Die einen von ihnen sagen, das Alter sei maßgebend, die andern betonen die frühere Würde und Größe der ehemaligen Herrschaft. Eine Einigung ist unmöglich, daher auch nicht die Auferstehung!“ —

Nach diesen Worten geht das unselige Mädchen von dannen, sucht ihre Freundin Nonesi auf und beide ergreifen die Flucht. Man hat Zeit lebens nichts mehr von ihnen gesehen oder gehört. Sie waren und blieben verschollen.

Traurig kehrt das betrogene Volk zu seinen Hütten zurück. Alle Hoffnung ist dahin. Die Getreidefelder sind noch immer leer, und mancher, der sich an ihren Rand gelegt hatte, um das Wunder zu sehen, stand nicht mehr auf; zuletzt starrten nur noch die erloschenen Augen der Toten in die dunkeln Räume.

Die übrigen machen sich in heller Verzweiflung auf und beginnen zu wandern. Wohin? Ist man jetzt entschlossen, bewaffnet über die Engländer herzufallen. Ach, was vermag ein regelloser Haufen entkräfteter, halb verhungelter Leute gegen europäisches Militär? Es dachte auch kein Mensch mehr an einen Angriff, jeder war vielmehr nur auf die Rettung des eigenen Lebens bedacht.

Man erlasse mir die nähere Schilderung der Greuel-szenen, die nun folgten. Vielfach lösten sich alle Bande der Natur und der gesellschaftlichen Ordnung auf. Der Bruder streitet mit der Schwester, der Vater mit dem Sohn um einen elenden Bissen oder um einen Felsen jener großen Milchgefäße, die man wenige Wochen zuvor in der Erwartung reichlichen Vorrats angefertigt hatte. Der vom Alter Geschwächte wird vom Jüngeren, der Kranke vom Gesunden unbarmherzig hinweggestoßen; ja es kommt vor, daß Väter, toll und rasend vor Hunger, ihre kleinen Kinder vom Rücken der Mütter reißen und schlachten, um sich und ihrer Familie ein Mahl zu bereiten. — Man ist alles, was man nur fauen und verschlingen kann, Gras, Blätter, Baumrinden usw. Manche, die in der Nähe der Küste wohnten, wollen ihr Leben durch gewisse Schattiere fristen, allein, da sie diese Nahrung nicht gewohnt sind, bekommen sie Dysenterie und Typhus und sterben an deren Folgen.

Ueberall, an den Flußufern, in den Kraals, auf den Bergen und in abgelegenen Talschluchten liegen Tote. Da und dort, etwa um einen Baum oder eine Hütte fand man später ganze Gruppen von Leichen beisammensitzen. Der harte, grausame Hungertod hatte sie alle ereilt. In der Regel waren die Leichen, oft fünfzehn bis zwanzig zusammen, bis zum Skelette abgemagert. Andere, die sich nach der südlichen Kapkolonie, zu den Engländern oder weit entfernten Verwandten auf den Weg gemacht hatten, sah man halbtot auf Händen und Knien dahinfrieden; und viele verschmachteten auf dem Weg und blieben tot liegen, daß noch lange darnach ihre gebleichten Gebeine den Weg anzeigten, den der unglücklich traurige Zug genommen.

Wie viele Menschen damals so elendiglich ums Leben kamen, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Jedemfalls belief sich ihre Zahl auf viele, viele Tausende. Die niedrigste Schätzung spricht von 25 000, gewöhnlich aber nimmt man mehr als die doppelte Zahl hievon an. Der

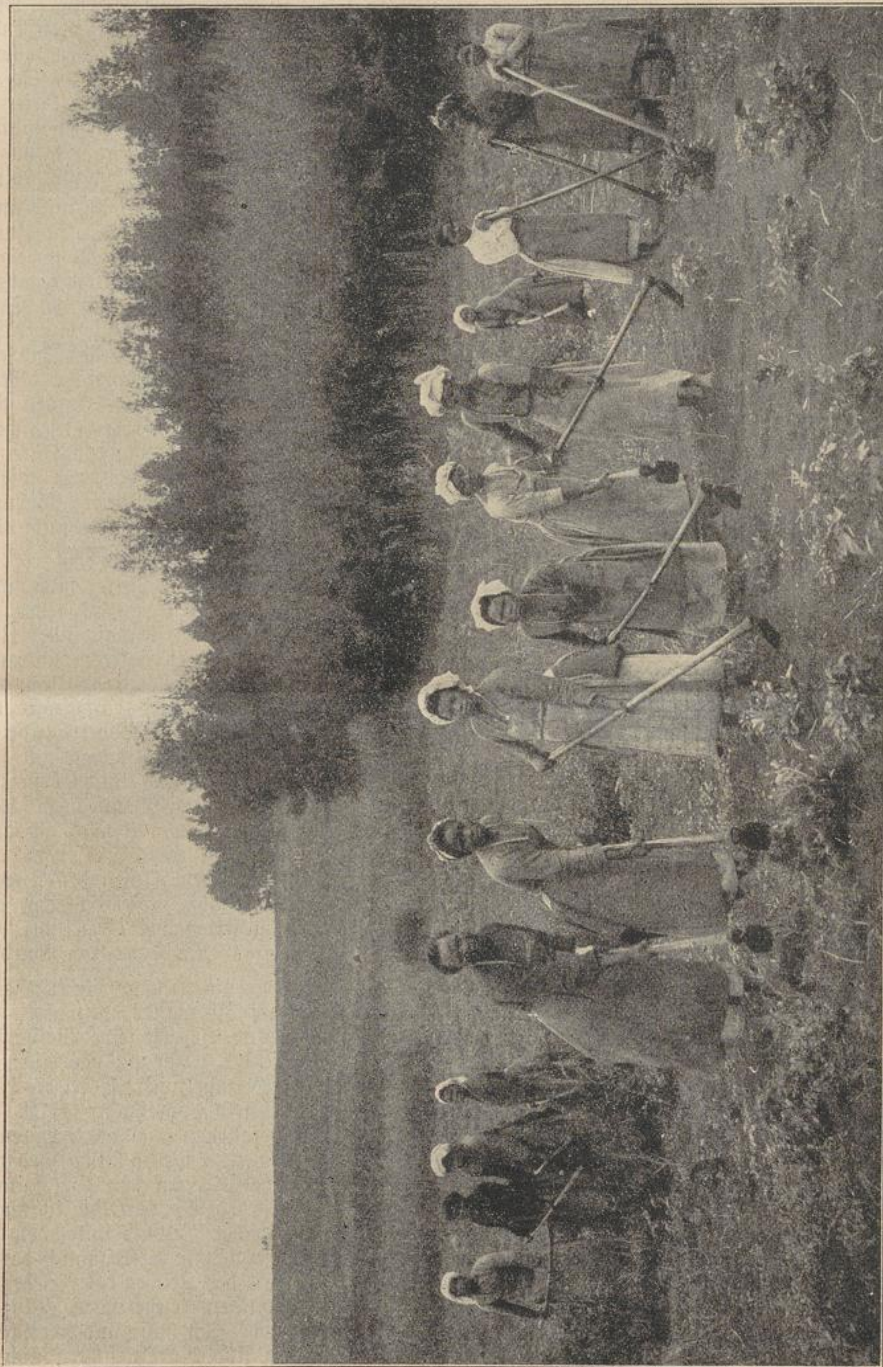
damalige offizielle Bericht der englischen Regierung konstatierte in Kaffraria eine Abnahme der Bevölkerung von 105 000 Personen beiderlei Geschlechts auf 38 000, demnach wäre die Zahl der in jenem Schreckensjahre Gestorbenen 67 000 gewesen.

Bald 60 Jahre sind seitdem verflossen, doch die Erinnerung daran ist noch keineswegs aus dem Volke geschwunden. Allerdings wollen die Schwarzen nur ungern daran erinnert sein; schon den bloßen Namen „Nonggausi“ können sie absolut nicht hören, ruft er doch zu traurige Bilder in ihnen wach. Vorher waren sie durch ihre zahlreichen Herden verhältnismäßig reich, jetzt sind sie arm. Vom jungen Volk, das sich damals noch durch die Flucht retten konnte, mußten die meisten in den östlichen Distrikten im Dienste der weißen Farmer viele Jahre hindurch schwere Arbeit tun. Das Traurigste aber ist, daß sie durch jene Katastrophe auch moralisch gelitten haben, und zwar in einem Grade, daß sich die schlimmen Folgen noch bis zur Stunde geltend machen.

Einige wenige Stockheiden halten allerdings heute noch an den Prophezeiungen der Nonggausi und ihres Vaters Mischakasa fest, obgleich letzterer damals selbst durch Hunger ums Leben kam. Sie glauben nämlich, man hätte irgend etwas von den Befehlen und Instruktionen, welche die Geister der Vorfahren gegeben hatten, versäumt oder nicht recht gemacht. Hätte man alles pünktlich befolgt, so wären die Weissagungen sicher eingetroffen.

So aber denken nur wenige; die überwiegende Mehrzahl hat — und das ist das Traurigste vom Ganzen —

die Neigung und die Lust, etwas Höheres und Ueber-sinnliches anzunehmen, ganz verloren. Die Amaroja-Kaffern hatten bewiesen, welch' eines Glaubens und Opfermutes sie fähig waren. Nun aber, so schmächtig



Mariemädchen bei der Geldarbeit. (Missionstation Gannuqan in Südafrika.)

betrogen, ist ihre Glaubensfähigkeit total erschüttert und ihre Opferliebe dahin. Nur äußerst schwer können sie sich fortan zu einem übernatürlichen Glaubensakte er-schwingen und stehen daher auch dem christlichen Missionar meist ungläubig, kalt und teilnahmslos gegenüber.

Manches hat sich wohl in letzter Zeit wieder gebessert, wir haben verschiedene, recht gute und eifrige Neuchristen, doch beim Volke im großen und ganzen bedarf es noch vieler Geduld und Arbeit, um es fürs Christentum zu gewinnen. Wenn da nicht die Gnade Gottes mächtig eingreift, ist alles Predigen und Lehren umsonst.

Meine Reise ins Zululand.

Vom Hochw. P. Emanuel Hanisch.
(Schluß.)

Czenstochau. — Von ganz besonderem Interesse war für mich der Besuch jener historischen Personen und Bläse, die mit der Geschichte des Zulu-Volkes unzertrennlich verknüpft sind. Shingane, in dessen Kraal ich längere Zeit wohnte, war jener Fürst, der seinerzeit wegen seiner Umtriebe gegen die fremde Regierung von den Engländern auf zwölf Jahre nach der Insel St. Helena in die Verbannung geschickt worden war. Ich kam auch nach *Emtongani*, dem ursprünglichen Sitz des Zulustammes. Hier lebte in seiner Jugendzeit der berühmte König *Ischaka*; hier sind auch, mit Ausnahme *Ischakas*, die alten Zulukönige begraben. Hier war es, wo König *Dingaanes* berühmte, aus 2000 Hütten bestehende Residenz aufgeschlagen war, die den stolzen Namen „*Engungundhlovu*“ (Wohnung des Elefanten) führte, und wo der Burenführer *Retief* mit seinen unglücklichen Genossen von den Kriegern des falschen Fürsten meuchlings ermordet wurde. Hier lagen auch die großen Kraale der Zulukönige *Mpande* und *Cetshwayo*. Ich stand auf jener Anhöhe, auf der 39 Jahre zuvor, fast am nämlichen Tage, *Sir Theophilus Shepstone* in Gegenwart von mehr als 10 000 Zulu-Kriegern *Cetshwayo* zum Könige krönte.

Ich kam ferner in die Gegend, wo *Ischaka* nach der großartigen Erhebung der Zululation die mächtigen Kraale *Whulawaho*, *Ondini* usw. erbaut hatte. Hier, beim *Ndhlahangubi*-Kraal, zwischen dem *Ngoye*-Urwald und dem *Mhlatuze*-Fluß, starb auch *Nandi*, *Ischakas* Mutter, welcher der grausame Fürst eine so schreckliche Totenfeier veranstaltete. *Ischaka* befand sich, wie mir erzählt wurde, gerade auf der Elefantenjagd, als er die Nachricht von der schweren Erkrankung seiner Mutter erhielt. Er eilte sofort nach Hause zurück, fand aber seine Mutter schon dem Tode nahe, und wenige Stunden darauf hauchte sie, die er innig liebte, ihre Seele aus. Von seinen Räten und einer großen Zahl von Kriegern umgeben, näherte sich der Fürst der Hütte, in der die Verstorbene lag, und er, der sonst so herzlose Mann, stand, vom Schmerz ganz zermalmt, gegen zwanzig Minuten lang vor der Leiche und weinte, daß die Tränen reichlich seinen Schild benetzten. Dann aber wurde er wie rasend und brach in ein wildes Geheul aus, und mehr als 15 000 Krieger stimmten in diese Totenklage mit ein. Das halbe Zululand strömte herbei, die Zahl der Trauernden wuchs auf mehr als 60 000 an, und die Erde erdröhnte förmlich vom Geheul dieser wilden Horden. Man schlachtete den Geistern der Unterwelt 40 Ochsen und fügte auch eine Anzahl Menschenopfer bei. Noch mehr: *Ischaka* wollte, daß man in ganzen Strömen Tränen vergieße für seine Mutter; alles mußte weinen vom Morgen bis zum Abend, und wer vor Ermüdung keine Träne mehr expressen konnte, wurde einfach mit Keulen niedergeschlagen. Gegen 7000 Menschen mußten, so wird erzählt, an jenem Tage allein das Leben lassen. Doch auch das genügte dem unersättlichen Tyrannen noch lange nicht; daher verbot er für die Zeit

der Trauer, und diese dauerte ein ganzes Jahr, daß irgendjemand die Felder bestelle oder Milch genieße. Die Frauen, die während der nächsten zwölf Monate einem Kinde das Leben schenkten, erwartete samt ihren Männern der Tod. Für *Nandi*, die Mutter des großen Elefanten aber, wie sie genannt wurde, ließ er ein großes Grab herrichten, wo sie in sitzender Stellung beigelegt wurde; zehn andere Frauen sollten mit ihr lebendig begraben worden sein. — So handelte *Ischaka*; das Wertwürdige aber ist, daß dieser Wüterich trotz alledem bis zur Stunde beim ganzen Zuluvolk in höchsten Ehren steht. Der Zulu schwört nicht höher, als auf den Namen *Ischakas*, seines großen, unsterblichen Fürsten. —

Einige Tage hielt ich mich auch bei *Mtonga* auf, dem Sohn des verstorbenen Zulukönigs *Mpande*. Er ist ein hochgewachsener Mann von robuster Gestalt, ein echter Zulu. Auch er wußte aus seinem reichbewegten Leben gar vieles zu erzählen. Schon in seinen Jugendjahren stellte ihm sein leiblicher Bruder *Cetshwayo* aus Eifersucht nach dem Leben und ermordete seine Mutter und alle seine Geschwister. *Mtonga* selbst war, als *Cetshwayo* mit seinen Horden den heimatlichen Kraal überfiel und alles ermordete, nicht zu Hause gewesen und flüchtete sich später zu den Buren, die ihn gastfreundlich aufnahmen. Noch mehrere dieser geschichtlich merkwürdigen Persönlichkeiten wohnen in diesem Distrikt, und ich hörte diese Helden nicht ohne Verwunderung von den Tagen längstvergangener Zeiten erzählen.

Mein Weg führte mich auch über die großen Schlachtfelder, an denen das Zululand so reich ist, und die ein so glänzendes Zeugnis ablegen für die Tapferkeit dieses Volkes. Ich kam auch in jene Gegend, wo der französische Prinz *Zulu*, der Sohn des bei Sedan gefangenen Kaisers *Napoleon*, von den Speeren der wilden Zulus durchbohrt wurde. Ich war am *Tugela*-Fluß, wo Fürst *Dingaan* mit seinen 10 000 Kriegern die Engländer und Buren besiegte und wo sich von 400 Weißen nur vier Mann durch schleunige Flucht zu retten wußten. Hier war es auch, wo *Cetshwayo* seinen Bruder *Umbulazi* besiegte; Tausende von seinem Anhang ertranken in den Fluten des *Tugela*, und die Bewohner *Durbans* sahen mit Schrecken die vielen Leichen, die zunächst stromabwärts geführt und später vom Meere wieder ans Land geworfen wurden.

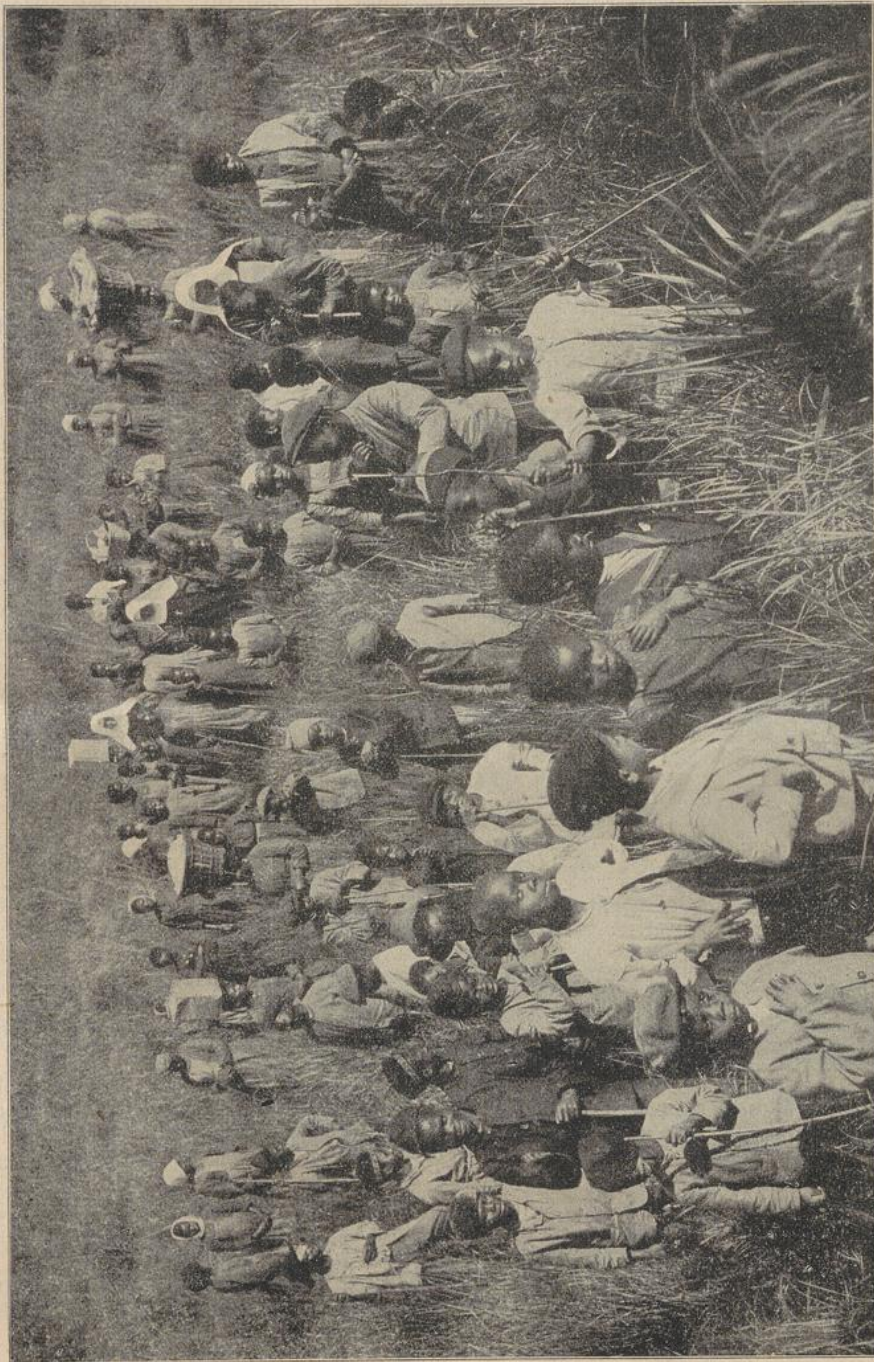
Noch oft erinnere ich mich an einen Abend, wo ich tief im Zululande drinnen, jenseits des *Umfolozu*-Flusses weilte, der seine Wasser schon in die *St. Lucia*-Bai sendet. Ich saß vor einer Kaffernhütte; vor mir lag die blutgetränkte Erde, die *Umbudi*-Ebene, das große Schlachtfeld vom Jahre 1879. Die Massengräber der hier gefallenen Engländer waren durch einen Denkstein bezeichnet. Eigentümliche Gedanken stiegen in meiner Seele auf. Fern von der Heimat, ja fern von jedem zivilisierten Wohnort, saß ich hier als der einzige Europäer in der Wildnis unter den Wilden. Vom Himmel herab erglänzte so freundlich das südliche Sternbild des Kreuzes, das Zeichen des Friedens. Sollte nicht auch für diese wilden, kriegerischen Zulus dieses Friedenszeichen leuchten? Ich hoffe und wünsche es. Allerdings gegenwärtig sind die Aussichten nicht groß, und es mutete mich gar sonderbar an, als vom Talsessel herauf, gleichsam als Antwort auf meine Frage, das Geheul der hungrigen Schakale ertönte. Sie schienen mir wie Dolmetscher des „brüllenden Löwen“, der da umhergeht, suchend, wen er verschlinge, und der als Fürst der Unterwelt diese seine alte Zwingburg noch immer nicht räumen will. —

Die Christen, welche ich auf meiner Reise aufsuchte, waren natürlich überglücklich, daß ihnen nach Jahr und Tag endlich wieder einmal die Gelegenheit geboten wurde, ihr Gewissen im heiligen Sakramente der Buße zu reinigen. Es sind deren im ganzen Lande nicht viel, doch sind es durchwegs gute, brave Leute, die hier ihres Glaubens wegen viele und große Opfer zu bringen haben. Sie wohnen weit zerstreut, die größte Zahl, die ich einmal in einem Orte beisammen fand, war etwa ein Duzend. Ich hielt ihnen einen religiösen Vortrag, betete mit ihnen, hörte ihre Beichte und tröstete sie in ihrer bedrängten Lage so gut ich nur konnte. Oft saß ich mit ihnen bis in die späte Nacht beisammen. Wenn die Abschiedsstunde schlug, weinten die guten Leute oft die hellen Tränen, und selbst die Heiden baten mich zuweilen, noch länger bei ihnen zu bleiben. Meistens gaben mir die Leute noch mehrere Stunden weit das Geleite.

Gebt Gott, daß die Umstände es bald erlauben, das große Missionsfeld im Zululand in Angriff zu nehmen! Als ich bei meiner Rückkehr unserm Hochwürdigsten P. Abt über meine Reise Bericht erstattete, und mich bereit erklärte, eine Neugründung im Zululand zu eröffnen, erwiderte er, mit Freuden würde er meinem Wunsche entsprechen, doch aus zwei Gründen sei momentan die Sache rein unmöglich! Die beiden Faktoren aber sind: Mangel an Geld und Mangel an Missionspersonal, namentlich an Priestern. Hoffen und beten wir, daß der liebe Gott in Bälde Hilfe schaffe!

Wir haben ein Missionshaus „St. Paul“ in Holland,

doch leider war bisher der Zudrang von Priestern noch sehr gering. Auch im „Moyssianum“, dem Knabenkonvikt in Lohr a. M. in Bayern, wäre noch Platz für manchen studierenden Jüngling, der Lust hätte, sich später der



Kaffernfinder machen mit ihren Lehretinnen einen Ausflug.

Mariannhiller Mission anzuschließen. Wer hilft uns beten, daß uns der hl. Joseph recht viele tüchtige Brüder und seeleneifrige Priester und Priesteramtskandidaten schicke?

Der Hochw. P. Gerard Schwenkart †.

Am 6. Juli d. J. starb in unserem Mutterhause Mariannhill unerwartet schnell der Hochw. P. Gerard Schwenkart. Er war geboren im Jahre 1851 zu München a. J. Alle seine Geschwister traten in einen religiösen Orden ein und fünf davon wurden Priester. Seine

nur in Mariannhill und seinen Stationen zirkulierende Monatschrift, „Familia“ genannt.

P. Gerard besaß eine kräftige Konstitution und erfreute sich stets einer ziemlich guten Gesundheit, um so unerwarteter kam sein jähes Ende. Montag, den 2. Juni 1913, saß er wie gewöhnlich an seiner Schreibmaschine, als ihn gegen 2 Uhr nachmittags plötzlich die Kräfte verließen. Er sank vom Stuhle, unfähig, sich wieder zu erheben. Ein vorübergehender Bruder bemerkte ihn und rief schnell Br. Abel, unsern Krankenwärter, herbei; auch der Hochw. P. Prior wurde gerufen. Diesen erzählte P. Gerard lächelnd, daß ihm plötzlich seine Nerven den Dienst versagt hätten; er sei vom Stuhle gesunken und fühle sich nun so entkräftet, daß er nicht mehr allein aufstehen könne, er wünsche ins Bett gebracht zu werden und hoffe, nach einem kleinen Schläfen werde alles wieder gut sein. In Wirklichkeit hatte er einen Schlaganfall erlitten, und war der linke Arm und das linke Bein gelähmt. P. Prior verheimlichte ihm seinen Zustand nicht, betete ihm mehrere Schutzgebetlein vor und ermahnte ihn zu voller Ergebung in Gottes heiligen Willen. Der Kranke nickte freundlich zu mit den Worten: „O ja, recht gern!“

Nach etwa einer halben Stunde wurde Br. Abel ein zweites Mal gerufen. Der Zustand des Patienten hatte sich bedeutend verschlimmert, er konnte sich nur mit Mühe verständlich machen und allmählich ging das Bewußtsein verloren. In diesem Zustand wurde er ins Krankenhaus getragen, wo ihm sofort die letzte Salbung erteilt wurde. Der englische Arzt Dr. Knight, den man mittels Telephon gerufen hatte, war auch bald zur Stelle, doch in solchen Fällen versagt jede menschliche Kunst. Der Kranke war und blieb, wenige Augenblicke ausgenommen, ohne Besinnung, bis er am 6. Juni, am ersten Freitag des Monats, der bekanntlich in ganz besonderer Weise dem göttlichen Herzen Jesu geweiht ist, vom Herrn abgerufen wurde. Die ganze Gemeinde, auch der Schwesternkonvent, die Schulkinder und viele schwarze Christen nahmen an der Beerdigung teil. R. I. P.

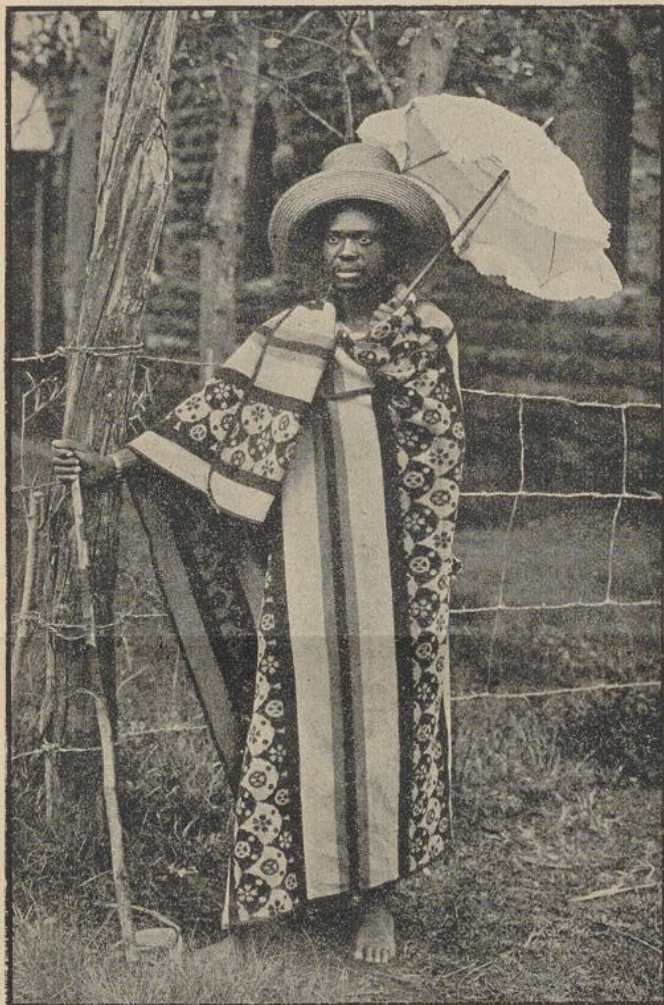
Möge uns der hl. Joseph einen recht frommen, seeleneifrigen Priester als Ersatz schicken! Unsere Missionäre sind längst nicht mehr imstande, all den vielen Anforderungen gerecht zu werden, die fortwährend an sie gestellt werden. Dazu lichtet sich die Zahl unserer Priester und auch die der Laienbrüder mehr und mehr. Was soll aus unserer sonst so hoffnungsvollen Mission werden, wenn nicht der Herr in Bälde neue Berufe erweckt? Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende!

Die Vorläuferin des Herrn im Zululand.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

(Fortsetzung.)

Nicht vergebens strahlt die goldene Sonne am Firmament und sendet von ihrer erhabenen Höhe aus



Sohn des Basuto-Häuptlings Moshech, feines Zeichen lob- und ehrfamer Photograph, ist nach M. Linden zu Besuch gekommen. (Moshech hat einige seiner Söhne gut ausbilden lassen.)

Schwester gehört dem Orden von der Heimsuchung Mariä an, drei seiner Brüder gesellten sich dem Trappistenorden bei, denen er sich im Jahre 1874 als vierter anschloß, ein fünfter ist Jesuit, der sechste Redemptorist. Gewiß ein seltener Fall: sieben Geschwister, alle Ordensleute, fünf davon Priester.

Sein erstes Kloster war St. Marie du Mont in Frankreich; am 14. Juli 1876 machte er seine einfache, drei Jahre später feierliche Profess und erhielt am Feste Peter und Paul 1880 die heilige Priesterweihe. Am 20. November 1893 kam er nach Mariannhill, leistete zeitweilig auch in Graff-Reinet in der Kapkolonie und in Johannesburg Aushilfe und redigierte zuletzt eine

Tag für Tag Licht und Wärme nieder auf die Erde, denn selbst nach der strengsten Winterkälte schmilzt die harte Schneedecke und sprossen allmählich Masliebchen und Veilchen, Schneeglöcklein und die andern Kinder des Frühlings hervor; es schmückt sich Feld und Flu mit lachendem Grün, und aus jedem Busch und Hain schmettert der Vögel munteres Lied.

Ähnlich hier im schwarzen, kalten Heidentum des Zululandes. Die herrlichen Geistesanlagen und noch mehr das leuchtende Beispiel der königlichen Prinzessin Nomjiba weckte neues, bisher unbekanntes Leben in ihrer ganzen Umgebung. Nachdem sie geraume Zeit, ähnlich wie Johannes in der Einsamkeit, durch Gebet und Fasten und mancherlei Bußwerke sich vorbereitet hatte, begann sie, die aus dem Katechismus gewonnenen Kenntnisse auch unter dem Volke zu verbreiten; zuerst nur selten und schüchtern bei den Frauen und Kindern, die ein besseres Verständnis für die neue Lehre zeigten, dann mehr in der Öffentlichkeit auch vor Burschen und Männern. Zuletzt hielt sie in ihrer großen, geräumigen Hütte jeden Sonntag förmliche Volksversammlungen ab und erzählte da leuchtenden Auges vom Leben und Leiden unseres Herrn Jesu Christi, wies hin auf das Kreuz als das Zeichen des Heiles und sprach die Hoffnung aus, daß weiße Männer als Gesandte des Herrn ins Zululand kommen werden, um alle zu taufen und zu Kindern Gottes zu machen.

Mit heiliger Scheu sahen die Schwarzen zu Nomjiba, der Perle ihres Stammes, auf und verehrten sie wie eine Priesterin. Diese aber betete und sang ihnen nach selbstgewählter Melodie so lange die bekanntesten kirchlichen Gebete vor, bis schließlich die ganze Versammlung laut und kräftig ins Vater unser und Ave Maria mit einstimmte und alle das apostolische Glaubensbekenntnis und die zehn Gebote Gottes auswendig wußten. Ernst und in sich gefehrt entfernte sich das heidnische Volk aus diesem Gottesdienst, abgehalten von einem Mädchen, das selbst noch nie einen christlichen Missionär gesehen oder gehört hatte, und alle Gutgesinnten fühlten sich zum Christentume hingezogen.

So vergingen unter mannigfachem Wechsel der Ereignisse volle drei Jahre. Mancher Eingeborene war entzückt von dem, was ihm Nomjiba von uNkulunkulu, dem Großen Großen, der Himmel und Erde und alles was darin ist, erschaffen, in begeisterten Worten zu erzählen wußte; sie selbst aber verbrachte manch schlaflose Nacht und quälte sich mit dem Gedanken ab, wie doch das alles noch enden sollte. Sie wollte getauft sein, wollte selbst im Christentum noch besser unterrichtet werden. Doch, wo war der heißersehnte Priester? Wann wird wohl die Stunde schlagen, da ein Apostel des Herrn bis ins ferne Zululand kommt und an den Ufern des Umvolosi-Flusses den wahren Glauben verkündet? Wie, wenn sie vorher sterben würde, noch bevor das heilige Taufwasser über ihr sündiges Haupt geflossen? —

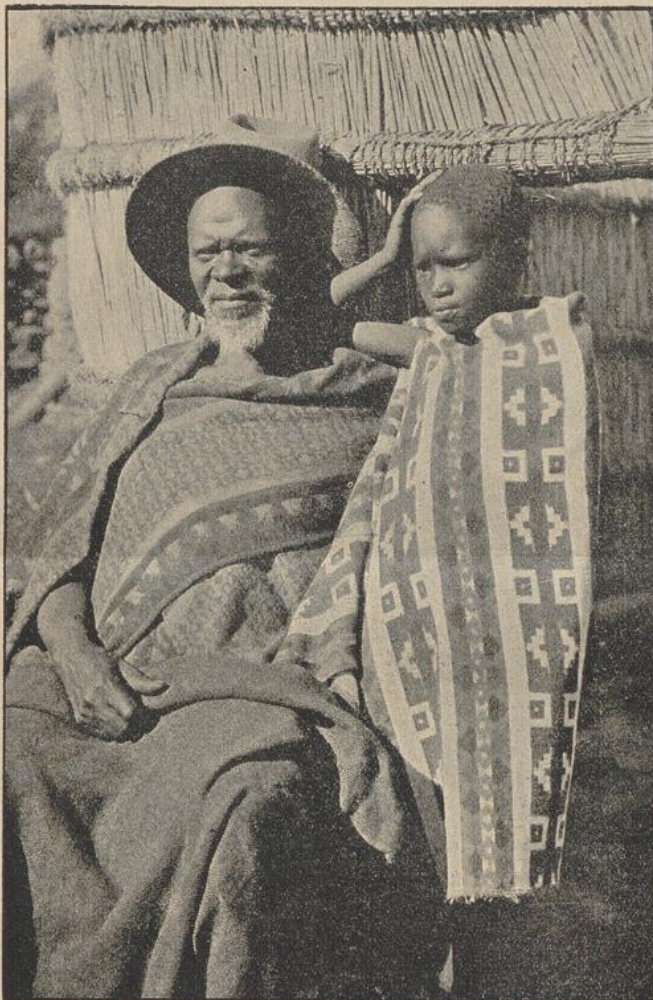
O armes Kind, was hast du gelitten in diesen Zweifeln!

und Seelenkämpfen und diesem heißen, ungestillten Dursten nach der Wahrheit!

„Kraftlos sank sie auf die Knie,
Tränen, bittre Tränen rannen,
Und des Herbstes kühle Schauer
Rauschten durch die finstern Tannen.“

F. W. Weber, Dreizehnlinden.

Inzwischen war es Nomjiba gelungen, zwei ihrer leiblichen Brüder für ihre Sache zu gewinnen, nament-



Basuto-Großvater und seine Enkelin. (Missionsstation M. Linden, Kapkolonie.)

lich Sageni, den jüngern, der schon eine Zeitlang eine Missionschule besucht und ihr in dem gefundenen Katechismus die Buchstaben gezeigt und gedeutet hatte. Dieser Bruder sollte ihr ein zweitesmal die Wege bahnen und so zum Retter werden. „Sageni,“ sprach sie eines Tages zu ihm, „geh' nochmals fort, weit fort bis ins Land, wo in großen Städten die Christen wohnen. Dort suche einen katholischen Priester auf und lasse dich von ihm taufen. Johannes soll dein Name sein. Dann aber schreibe mir alles, was du gesehen und gehört und sag' mir, was ich tun soll.“

Der Bursche schnürte sein Bündel und begab sich

unter dem Vorwand, bei den Weißen Arbeit zu suchen, nach Natal. Komjiba, seine Schwester, gab ihm eine Strecke weit das Geleit und nahm dann rührenden Abschied. „O, wenn ich nur auch ein Jüngling wäre,“ sprach sie betrübt, „Sageni, wie gerne zöge ich mit dir! So aber weiß ich nicht, ob dort, wo du hingehst, auch Mädchen aufgenommen werden. O Bruder, schreibe mir doch bald, damit ich weiß, was ich tun soll. Schon so lange, lange lebt mein Herz in tausend Mengsten und Zweifeln. Nur ein Priester allein kann mir helfen!“ —

Es verstrichen Monate, da kam endlich von Sageni ein schwer leserlicher Brief, den Komjiba nur mit vieler



„Laßt die Kleinen zu mir kommen!“

Gleichhof, Berlin 68.

Mühe entziffern konnte. Um so tröstlicher war der Inhalt. Sageni schrieb: „Schwester, ich habe eine katholische Mission gefunden! Ein Priester unterrichtet uns alle, und viele von unserm Volke sind schon getauft. Auch Frauen und Mädchen befinden sich hier auf der Station; sie haben Kreuze und Rosenkränze. Jetzt weiß ich erst, wie ein Rosenkranz aussieht und brauche die Ave Maria nicht mehr an den Fingern zu zählen oder mit Maiskörnern und kleinen Steinchen. Der Umsundisi (Missionär) lehrt genau so, wie du es aus dem Katechismus herausgesehen, aber er sagt noch vieles andere und hat eine Menge von Büchern, in denen gewiß wunderbare Sachen stehen. Die Leute sind hier alle bekleidet vom Kopf bis zu den Füßen und gehen fleißig in die Kirche. O der katholische Glaube ist so herrlich und schön, und brachte mir einen solchen Frieden ins Herz, daß ich am liebsten immer hier bliebe; nein, ich will nichts mehr wissen von dem rohen, wilden Heidentum. — Vielgeliebte Schwester, o wie sehr wünschte ich, daß auch Du

hier wärest. Ich wollte, Du wärest ein Vögelein und kämest über Berg und Tal geflogen! Gedulde Dich, vielleicht komme ich einmal heim, Dich zu holen. Doch werden das die Räte unseres Stammes auch zulassen? Wohl kaum; Du bist, wie ich, aus königlichem Geschlecht, und das Volk wird niemals zugeben, daß die „Perle unseres Stammes“ in die Fremde ziehe, um dort Christin zu werden. Bete und vertraue auf Gott, wie bisher; er wird Dich nicht verlassen. Lebe wohl, liebe Schwester. Du mußt Maria heißen, das ist der schönste aller Frauennamen, ich selbst bin schon getauft und heiße nun Johannes.“

Lange hatte Komjiba an dem Briefe gelesen, der die lebhaftesten Gefühle in ihrem Herzen weckte, und Stunde um Stunde saß sie darauf an ihrem stillen, abgelegenen Lieblingsplätzchen und sann und sann, was sie nun tun sollte. O der glückliche Bruder! Er war getauft und führte nun den schönen Christennamen Johannes! O wann wird wohl für sie selbst die glückliche Stunde schlagen, daß sie durch die heilige Taufe zum Kinde Gottes umgewandelt wird? Hier im Zululand vielleicht nie! Drum fort, fort, dorthin, wo der Bruder weilt, zum christlichen Missionar, auf dessen Station ja, wie sie gelesen, auch Frauen und Mädchen aufgenommen werden! Natürlich muß sie heimlich fliehen, ungehört bei Wind und Wetter in dunkler Nacht, allein, ohne Führer und ohne Schutz. Wird ihr heiliger Schutzengel sie begleiten? Ihr Engel? Hat sie, die Ungetaufte, überhaupt einen Schutzengel? Sie kann darüber nicht klar werden und neigt zur Ansicht hin, daß nur die Christen einen solchen haben. Doch sei dem, wie ihm wolle; hier, im Heidenlande, kann sie nicht länger weilen, sie will fort zum Priester und Missionar, koste es, was es wolle!

„Iren will ich durch die Lande,
Auf den Wassern will ich treiben,
Tödlisch ist mir dieses Brüten
Länger kann ich hier nicht bleiben!“

(F. W. Weber, Dreizehnlinden.)

(Fortsetzung folgt.)

Ausflug nach „St. Hugo“ und Feier der ersten hl. Kommunion daselbst.

Von Schw. Amata, C. P. S.

Citeaur. — Sonntag, den 4. Mai l. J., fand auf unserer Außenstation „St. Hugo“ zum erstenmal die schöne Feier der Erstkommunion statt. Es waren 28 Personen, die sich schon lange mit Liebe und Eifer auf diesen ihren Ehrentag vorbereitet hatten; die Schulkinder von Citeaur wollten alle Zeuge der seltenen Feier sein, und so gestattete man ihnen, einen gemeinsamen Ausflug dorthin zu machen; auch allerlei Kirchengüter sollten sie nach „St. Hugo“ mitnehmen und beim Festgottesdienste selbst als Sängerkhor mitwirken.

Unser Hochw. P. Superior, P. Beda, machte sich schon Dienstag früh auf den Weg; er wollte den glücklichen Erstkommunikanten den letzten Unterricht geben und allen dortigen Neuchristen eine willkommene Beichtgelegenheit bieten. Wir selbst kamen mit den Schulkindern am Samstag nach. Jedes Kind hatte seine Schlafdecke nebst etwas Mundvorrat auf den Rücken gebunden; einzelne trugen auch verschiedene Kirchenutensilien. Süßlich im Gänsemarsch ging es auf den schmalen Pfaden mitten durch hohes Gras bergauf und bergab. Die Flüsse machten uns diesmal nur wenig zu schaffen, denn sie waren alle halb ausgetrocknet, wohl

aber die steilen, hohen Gebirgspfade; d. h. unsere Schulkinder erkliegen dieselben mit Leichtigkeit, ja sangen noch manches lustige Lied dabei, wir und meinen Mitschwester aber wollte oft der Atem ausgehen. Zeitweilig begegneten uns einzelne Erstkommunikanten; wir fannien sie schon an ihrem bescheidenen, eingezogenen Wesen, sowie an dem christlichen Gruß: „Madunysiswe u Jesu Christo.“ Der Himmel machte ein etwas düsteres Gesicht, doch blieben wir von einem Regengusse verschont. Nach einem strammen fünfständigen Marsch erblickten wir das traute, einsam gelegene „St. Hugo“.

Das Äußere der Missionskapelle zeigte ganz festlichen Charakter, denn man hatte rings herum frische Baumzweige aufgepflanzt; auch die Innenwände waren von den Schwarzen frisch übermalt worden, sonst aber bildeten ein paar Kerzenleuchter und eine Herz-Jesu- und Herz-Maria-Statue auf dem bescheidenen Notaltärchen den ganzen Schmuck. Doch die Kassen sind leicht zu befriedigen. Als wir Schwestern am nächsten Morgen noch zwei Kerzenleuchter aufstellten, war in ihren Augen alles kühle kakulu, wunderbar schön.

Am Abend fing es zu regnen an, und wir fürchteten alle, es möchte die Freude und das Glück der Erstkommunikanten durch schlechte Witterung getrübt werden, allein während der Nacht hellte sich der Himmel wieder auf, sodaß unsere Befürchtung gottlob unbegründet war. Als Nachtherberge diente den Knaben der hart nebenanliegende Kraal, wir Schwestern und die Mädchen aber suchten unsere Ruhe auf dem nackten Boden der Missionskapelle. Ansprüche auf Komfort darf man überhaupt im Missionsleben nicht machen.

Schon in aller Frühe war alles wieder auf den Beinen; bald stellten sich auch die Erstkommunikanten ein. Einige hatten durch das lange, nasse Gras gehen müssen und trugen daher ihre Kommunionkleider in einem Bündel auf dem Kopf, um erst hier ihre Toilette zu vollenden.

Gegen 10 Uhr rief das Glöcklein jung und alt zur schönen, noch nie gesehenen Feier. Christen und Heiden, wohl dreihundert an der Zahl, waren von allen Himmelsgegenden herbeigeströmt. Die Kapelle vermochte lange nicht alle zu fassen, weshalb alle Fenster von Neugierigen dicht umlagert waren. Nach einer schönen, ergreifenden Ansprache begann die heilige Messe, während welcher Gebet und Gesang abwechselten. O wie still und andächtig, wie bescheiden und gesammelt knieten die Erstkommunikanten da und näherten sich dann mit großer Ehrfurcht dem Tische des Herrn! Ihnen schlossen wir Schwestern uns an, sowie ein Teil unserer Schulkinder und noch viele Erwachsene. Nach der heiligen Messe und Dankagung war zunächst eine kleine Pause, dann folgte eine Katechese und Predigt, dann war in weitem Bogen um die Kapelle eine festliche Prozession, bei der die Schwarzen recht erbaulich den heiligen Rosenkranz beteten; den würdigen Abschluß bildete der sakramentale Segen, denn wir hatten von der Station Citeaux Monfranz, Rauchfaß, Pluviale und alles Nötige mitgenommen. Es war der erste heilige Segen, den der liebe Heiland in Brotsgestalt dem armen „St. Hugo“ erteilte.

Als die ganze schöne Feier zur hohen Erbauung aller glücklich beendet war, versammelte man sich zur Festtafel. Es war für die meisten hohe Zeit, denn nicht bloß die Kommunikanten, sondern auch viele andere waren noch nüchtern. Als außerlesene Gerichte, welche die guten Leuten nach Maßgabe ihrer schwachen Kräfte von allen Seiten herbeigebracht hatten, gab es Maiskolben, Kürbisbrei, Imse, eine Art Zuckerröhr, und einen Schluck



Gedenket der Armen.

Leipziger Missions-Zentrale, Breitkopfsstraße 18.

utshwala, denn es war ja heute der größte Festtag, den „St. Hugo“ je gesehen hatte. Als grandioser Festsaal diente Gottes freie Natur, als Tisch der smaragdgrüne Grasboden, das Schönste aber war die aufrichtige, herzliche Liebe, mit der alle, Heiden, Christen und Katechumenen an diesem bescheidenen Mahle in großer Genügsamkeit teilnahmen. Nach dem Essen ließen die überglücklichen Erstkommunikanten ihren Herzensgefühlen freien Lauf und ließen in der Kapelle ein religiöses Lied nach dem andern erschallen.

Am folgenden Morgen erschienen fast alle wieder am Tische des Herrn. Der seeleneifrige Missionar hielt nochmals eine kräftige Ansprache, worin er sie namentlich anforderte, ihren heiligen Vorsätzen und Gelöbnissen treu zu bleiben. Die guten Erstkommunikanten dankten ihm von ganzen Herzen und kehrten dann in ihre Kraals zurück; wir selbst rüsteten uns zur Rückkehr nach unserm lieben Citeaux. Möge auch fernerhin Gottes Segen über

dem kleinen „St. Hugo“ walten! Wir empfehlen diese guten armen Leuten dem besonderen Wohlwollen unserer geehrten Wohltäter. Sie werden sich stets durch Gebet und frommchristliches Leben dankbar erweisen.

Die Erbarmungen des Herrn will ich lobpreisen ewiglich. Ps. 88, 1.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner.

(Fortsetzung.)

St. Michael, 19. Mai 1913. — Am 6. Mai 1. Z. wurde ich zu einem kranken, hochbetagten Manne gerufen, der eine Wegstunde von hier entfernt wohnt. Da ich gerade recht ermüdet nach Hause gekommen war, sandte ich einen Katecheten, vorerst nachzusehen, wie die Sachen stünden. Gegen Abend kommt dieser zurück mit der Meldung, Mgindama Mtze sei schwer krank und wolle getauft werden, er bestehe aber darauf, daß ein weißer Umsundisi (Missionar) komme, denn auf die Taufe eines schwarzen Mannes setze er sein Vertrauen. — (Derartiges kommt übrigens oft vor und gibt auch einen Einblick in das Gefühl und die Denkweise der Schwarzen.)

Gut, am nächsten Morgen gleich nach der heiligen Messe und Schulkatechese machte ich mich auf den Weg zum Kranken. Ich fand ihn im Freien in der Sonne liegend. Er grüßte mich freundlich und schickte einen andern Mann, der gerade mit ihm sprach, mit der Bemerkung weg: „Zuerst muß ich meine Sache mit Gott in Ordnung bringen, dann kann ich erst wieder von etwas anderem reden!“ —

Ich setzte mich neben ihm nieder. Da schaute er mich zuerst lange, tief und durchdringend an und begann sodann: „Umsundisi, kannst du mir helfen? Kannst du meine Sache in Ordnung bringen? . . . Wenn ja, dann tue es sofort! Siehe, ich habe in meinem Leben von Jugend auf viele Sünden begangen, Satan hat mich betrogen, er tat viel Böses durch mich. Jetzt aber will ich meine Fehler gut machen, ich will vom Teufel nichts mehr wissen, nichts von ihm und all seinen Heidenwerken, ich will mich bekehren, will zu Gott! . . . Kannst du mir helfen? Hast du Gewalt, die Sünden aus dem Herzen hinwegzunehmen, mich zu reinigen und mich zu einem Gotteskinde zu machen? Umsundisi, hilf mir, taufe mich!“ —

Ich staunte nicht wenig über diesen Mann. Er war sicherlich schon seine 85 Jahre alt, im Heidentume ergraut, und bekannte sich frei und offen so vieler Sünden schuldig. Das kommt selten vor; denn in der Regel will so ein alter Heide keine einzige Sünde eingestehen. Er ist unschuldig, weiß nichts von Sünde und Sündenschuld, und bringt mit diesen seinen Beteuerungen den Priester, der ihn zur Reue stimmen will, in nicht geringe Verlegenheit. Dieser aber bildete eine seltene, prächtige Ausnahme, und je mehr ich frag, desto mehr mußte ich über ihn staunen. Er hatte von diesem und jenem schon ganz richtige Ideen. Wer hatte sie ihm beigebracht? Wer legte in sein Herz diesen Drang, dieses Suchen nach der Wahrheit? Offenbar der liebe Gott; wie unendlich groß ist doch seine Barmherzigkeit!

Mgindana fragte mich vieles über Unkulunkulu, Gott, den Großen-Großen, insbesondere über seine Macht und Größe und ob er der Einzige-Größte sei. Dann warf er die Frage dazwischen: „Was ist es aber mit dem Satan? Woher hat der seinen Ursprung, und welche Macht hat er, wenn Gott allein der Allmächtige

ist und über alles gebietend hoch erhaben steht?“ — Man sieht, auch der Zulu denkt, und macht oft ganz richtige Schlussfolgerungen.

Ich versuchte, ihm die Sache an einem Beispiel klar zu machen. „Ein großer, mächtiger Infsi (König),“ sagte ich, „erhebt einen seiner Leute zu seinem Induna (Beamten). Dieser aber, statt seinem Fürsten in Treue und Dankbarkeit zu dienen, steht gegen ihn auf, wird zum Rebellen und sucht auch andere zum Abfall zu verleiten. Da zürnt über ihn der große, allgewaltige König, wirft ihn aus seinem Palaste hinaus, beraubt ihn seines Amtes und all seiner Würde und macht ihn zum Sklaven, zum inja (Hund, ein echtassrisches Bild). Nun flocht ich die Lehre vom Engelsturze mit ein, und als ich geendet hatte, erfaßte den alten Mann eine förmliche Wut gegen Satan, den treulosen Gefellen und listigen Verführer des Menschengeschlechtes, und wiederholte immer wieder und wieder, daß er von diesem inja Gottes absolut nichts mehr wissen, sondern Gott allein dienen wolle.

So ging das Stunde um Stunde weiter, bis endlich alle Hauptpunkte unseres Heiligen Glaubens erörtert waren. Zum Schlusse sagte er: „Siehe, Vater, vor drei Jahren habe ich meine alte, treue Lebensgefährtin, mein Großweib, taufen lassen. Ich habe keine Frau mehr genommen, sondern blieb allein. Zwei meiner Kinder habe ich schon früher in die Schule geschickt und nun will auch ich zu Gott. Hilf mir, taufe mich ohne Zögern und mache mich zum Kinde Gottes! Ich will alles tun, was Gott von mir verlangt!“

Weshalb sollte ich bei einem kranken, hochbetagten Mann, der eine solch gute Gesinnung befundete, noch länger zögern? Ich taufte ihn daher auf den Namen „Johannes“. Wie der nun auslebte und dankte und wieder dankte! Beständig wiederholte er seinen schönen Taufnamen „Johannes“ und schärfte den Seinigen ein, ihn fortan nur bei diesem Namen und ja nicht anders zu rufen; Johannes sei sein Name. —

Voll Dank gegen Gott ging ich nach Hause. Wer vor unsern Lesern betet zur Bekehrung der Heiden und Sünder ein frommes „Ave Maria“? Ich appelliere hierbei namentlich an die lieben Kleinen. Kinder, betet um die Rettung der Seelen im Heidentum! Der liebe Heiland erhört solche Bitten, zumal aus unschuldigen Kindermunde, gern. Betet zuweilen auch für mich, dem Schreiber dieser Zeilen! —

Kleine Missionsnachrichten.

Auf der Missionsstation Gzenstochau empfingen am Weissen Sonntag 75 Neuchristen, meist Kinder, ihre erste heilige Kommunion. Unter Gesang und Musik bewegte sich der feierliche Zug unter dem Geläute der Glocken der neuen Kirche zu, wo um 9 Uhr morgens der Hauptgottesdienst seinen Anfang nahm.

Am Ostermontag wurde daselbst die dritte Tageschule eingeweiht, der am Pfingstmontag die Weihe einer vierten Tageschule folgte. Der hochgelegene Platz ist glücklich gewählt, hat genügend Wasser und liegt hart an der Grenze unserer Farm. Das 14 Meter lange und 6 Meter breite Schulgebäude ist mit Stroh gedeckt, hat ringsum eine hübsche, schattenspendende Veranda und weist ein eigenes Zimmer für den Lehrer auf. Sechs Doppelfenster auf jeder Seite spenden reichlich Licht und Luft. Sowohl die Insassen der Station als auch eine zahlreiche Menge schwarzen Volkes von auswärts beteiligte sich an der schönen Feier der Schulweihe. Nach

einer erhebenden Ansprache des Hochw. P. Superiors nahm P. Salesius die kirchliche Weihe vor und stellte die Schule unter den besonderen Schutz des hl. Joseph. Die Freude des Volkes war überaus groß, und unsere schwarze Musikkapelle intonierte ihre schönsten, kräftigsten Weisen.

In einigen Missionsschulen, speziell in Mariannhill und Ezenstochau, herrscht seit längerer Zeit das hierzulande so häufige und keineswegs ungefährliche Enteric-Fieber, eine Art Typhus. In Mariannhill erlagen mehrere Kinder dieser Krankheit. In Ezenstochau brachten am hl. Pfingstfeste heidnische Eltern ihr krankes Kind. P. Eligius nahm den kirchlichen Taufakt vor; wenige Minuten darauf entschlummerte das Kind noch im Gotteshause und ging somit geraden Wegs in den Himmel ein. Auch ein liebliches Pfingstwunder! —

P. Graßmus, Superior in St. Michael, war jüngst in Gefahr, von einer sehr giftigen Schlange gebissen zu werden. Diese hing an einem an der Wand emporrankenden Weinstock, wo sie sich wegen ihrer grünen Farbe vom Blattwerk kaum abhob. Der P. Missionär geht ahnungslos vorbei, hört ein Rascheln, ein verdächtiges Zischeln und springt rasch zur Seite. Die Schlange, die auf ihn losstürzte, erreichte ihn nicht. Nun eilen die Schulkinder herbei, es beginnt eine tolle Jagd, und eine halbe Stunde später liegt das gefährliche Reptil tot am Boden. Die Kinder jubeln, der P. Missionär aber geht in die Kirche, seinem Schutzengel zu danken.

Am 30. April l. J. hatte derselbe Priester ebenfalls ein ernstes Memento mori. Er hatte eben die Taufe eines schwarzen Kindes vorgenommen und wollte nun nach der Salbung des Täuflings mit Christus die geweihte Kerze anzünden. Dabei springt vom Streichholz das Phosphorköpfchen ab und zwar mitten in die Wattedäuschchen hinein, mit denen er kurz vorher die heiligen Öle abgewischt hatte. Sie brennen hell auf; er will das Feuerchen schnell löschen und bläst hinein, da fängt auch die Decke des Taufstischens zu brennen an. Bei dem Versuch, den Brand zu ersticken, faßt auch der Chorock Feuer und brennt. Wie das Feuer trotzdem rasch erstickt und gelöscht wurde, weiß er selbst nicht mehr zu sagen, nur das Eine ist ihm klar, daß er von der göttlichen Vorsehung von einer großen Gefahr bewahrt wurde. — Mitten im Leben sind wir vom Tode umgeben! —

Im Hafen der Ruhe.

Von Schw. M. Roswitha, C. P. S.

Ezenstochau. — Schon oft war in unserm Missionshäuschen die Rede vom treuen Wirken der Schwester Koletta im Marienhauste von Ezenstochau und später von ihrer schweren, langwierigen Krankheit. Seitdem hat sie ihr Tagewerk vollendet. — Das Leben einer Gottesbrout ist seinem Wesen nach ein in Christo verborgenes und entzieht sich als solches meist den Augen der Öffentlichkeit. Gott, der Herzenskundige, allein weiß um ihre Gebete und Arbeiten, um ihre Opfer, Kämpfe und Leiden. Manche Seele wirkt aber auch recht Ersprießliches nach außen, und davon etwas nach ihrem seligen Eingang zur Erbauung vieler zu veröffentlichen, halte ich für ein gutes, gottgefälliges Werk.

Schwester Koletta ist von Kleve, im Rheinland, gebürtig und kam im Jahre 1886, sechsundzwanzig Jahre

alt, in unsere südafrikanische Mission. Ihr Missionseifer, die wahrhaft mütterliche Liebe zu den Schwarzen, sowie die Kenntnis und Umsicht in allen Arbeiten im Garten und Feld, im Wohnzimmer, in Küche und Haus, lenkten bald die Augen der Obern auf sich. Sie machte die Neugründung von Reichenau mit, wurde dann Oberin der Missionsstation Mariatal und kam im Jahre 1890 in gleicher Eigenschaft hieher nach Ezenstochau, das fortan ihre zweite Heimat werden sollte, war sie doch volle 22 Jahre hindurch hier, wo sie vom Jahre 1893



Der hl. Michael. Gemälde in der Galerie der Brera zu Mailand.
(Phot. Anderson.)

Elischhof Berlin 68.

bis zum Jahre 1912 mit der Leitung unseres großen Marienhauses berraut war.

Sie war, wie schon angedeutet, dem schwarzen Volke gegenüber eine wahre liebende Mutter, was ihr hinwiederum eine kindlich-aufrichtige Gegenliebe und unbegrenztes Vertrauen eintrug. Mehr als fünfzig von ihr erzogene und treu behütete Marienhausmädchen traten im Laufe dieser Jahre zum Traualtar, um mit braven christlichen Männern den Grundstock unseres Christendorfes zu bilden. Schwester Koletta war diesen jungen Frauen bei Einrichtung ihres Hausstandes stets eine treue Beraterin und griff überall, zumal in der Kindererziehung, helfend und ratend, warnend und unterstützend ein.

An Sonntagen brachten oft die jungen Mütter ihre kleinen schwarzen Lieblinge und legten sie der weißen

„Kulu“ (Großmutter), wie sie Schwester Koletta fortan nannten, in die Arme, oder führten ihr die schon etwas größeren Knaben und Mädchen zu, daß sie ihnen einige freundliche Worte und gute Lehren sage. Sie selbst hinwiederum lebte ganz für ihre lieben Schwarzen. Was sich nur immer im Laufe des Jahres an kleinen Stoffresten und Musterflecken erübrigen ließ, oder was edle Wohltäter an solchen Resten schickten, wurde sorglich gesammelt und kunstvoll zu Kleidchen zusammengestückt, so daß an Weihnachten jedes „Enkelkind“ ein Kleidchen oder Höschen erhielt. Das war nun jedesmal eine Freude und ein Jubel! Auch aus Flecken gemachte Taufhäubchen hatte sie stets bereit liegen, und jede der jungen Mütter fühlte sich hochgeehrt, wenn ihr so ein Präsent für das geliebte Kind verabreicht wurde.

Im Mai 1911 fing Schwester Koletta, deren Gesundheit schon lange erschüttert war, ernstlich zu kränkeln an. Da zeigte sich unter dem ganzen schwarzen Volk eine ungemeine Teilnahme und Besorgnis. Oft und oft sprachen sie von der Erkrankten und erkundigten sich tagtäglich mit kummervoller Miene nach ihrem Befinden. Die sich verwaist fühlenden Marienhausmädchen hielten Novene um Novene, und in den Säulern unserer Neuchristen beteten abends Vater und Mutter mit ihren Kindern für die Leidende. Einige unserer Marienhausmädchen, wie die den Vergißmeinnicht-Lesern bekannte Viktoria, Emerentiana, Koletta und Margareta, knieten oft bis 11 Uhr nachts in heißem Gebete auf ihren am Boden liegenden Strohläcken; sie glaubten, sie müßten die Erhaltung des teuren Lebens von Gott erflehen.

Die Krankheit nahm inzwischen immer bedenklichere Formen an und alle vom Arzte vorgeschriebenen Medicinen und Anwendungen schlugen fehl. Da baten drei der tüchtigsten Kafferdoktoren, Männer ehemaliger Marienhausmädchen, gar innig, ihre eigenen Arzneien

versuchen zu wollen. Da letztere ganz harmloser Natur waren, gaben die Vorgesetzten schließlich ihre Erlaubnis. Da war es nun rührend zu sehen, wie der schwarze Doktor seine Medizin jedesmal vorher segnen ließ, und wie die gute Viktoria, unser ältestes Marienhausmädchen, das für immer bei uns bleiben will, mit der Flasche zuerst zur Kirche eilte, dort inbrünstig betete und sie erst dann der Kranken überbrachte. Daß auch unsere eigenen Schwestern fleißig mitbeteten und sich liebevoll in die Pflege ihrer kranken Mitschwester teilten, bedarf wohl kaum einer eigenen Erwähnung.

Schwester Koletta litt viel und schwer, bei Tag und bei Nacht. Auf eine zeitweilige scheinbare Besserung folgte regelmäßig ein schwerer Rückfall, der sie fast an den Rand des Grabes brachte. Sie wurde mit den hl. Sterbjakramenten versehen und am 15. Juni

1912 transportierte man sie mit aller Liebe und Sorgfalt nach Mariannhill zur Operation. Doch hier gewann der Doktor die traurige Gewißheit, daß es sich um ein schon weit vorgeschrittenes Krebsleiden handle und mußte daher von der Operation Abstand nehmen.

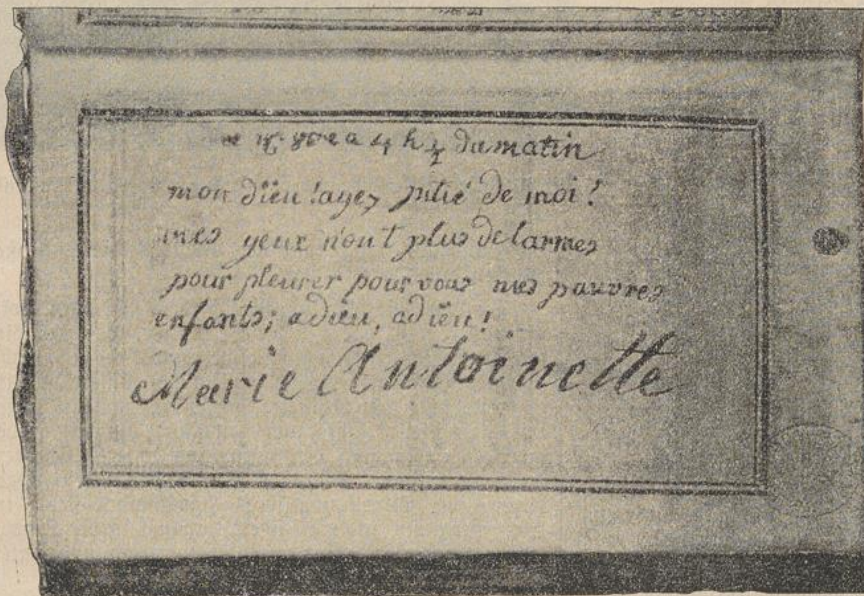
Es folgten noch schwere Leidenswochen. Auch in Mariannhill wurde der Kranken allseitige Liebe und die opferwilligste Pflege zuteil, und häufig erfreuten sie freundliche Nachrichten aus Egenstodau. Zuweilen beschlich sie allerdings ein stilles Heimweh nach der trauten

Missionsstation, auf der sie fast ihr ganzes Ordens- und Missionsleben zugebracht hatte, allein der Gedanke an Gottes heiligen Willen hielt sie in allen ihren Leiden und Kämpfen immer wieder aufrecht.

Endlich nahte die Stunde der Auflösung; ihre Leiden und Nöten waren aufs höchste gestiegen. Sie empfing nochmals die hl. Kommunion als Wegzehrung, dankte allen für das ihr erwiesene Gute und hauchte sodann nach Empfang der Generalabsolution unter Anrufung des heiligsten Namens Jesu still und friedlich ihre Seele aus. Es war ³/₄ 1 Uhr, am 10. Februar, am Feste



Marie Antoinette.



Marie Antoinettes letzter Gruß an ihre Kinder.

(Text siehe Seite 239).

der heiligen Scholastika, der großen Zwillingsschwester des hl. Vaters Benedikt. Zugleich gedenkt die Kirche an jenem Tage der hl. Medhildis, der bekannten großen Verehrerin des göttlichen Herzens Jesu und einer der Hauptpatrone unserer Schwesterngenossenschaft.

Gegen Abend verfiel ein Telegramm die Trauerkunde hierher nach Czestochau. So klar man auch seit Monaten dieses Ende vorausgesehen hatte, so weckte die Kunde hievon doch allseitige Trauer und Bestürzung. Am tiefsten und aufrichtigsten war natürlich der Schmerz bei unsern Marienhausmädchen. Den ganzen kommenden Tag herrschte gleichsam Todesstille auf unserer sonst so lebhaften Missionsstation. Die Mädchen und auch einige junge Frauen aus dem Christendorf gaben und sammelten kleine Beiträge zum Lesen heiliger Messen und vor der Muttergottesstatue im Marienhaus brannten den ganzen Tag drei geweihte Kerzen. Den meisten ging es tief zu Herzen, daß sie in der Ferne starb und es ihnen nicht gegönnt ist, am Grabe der geliebten Mutter zu beten.

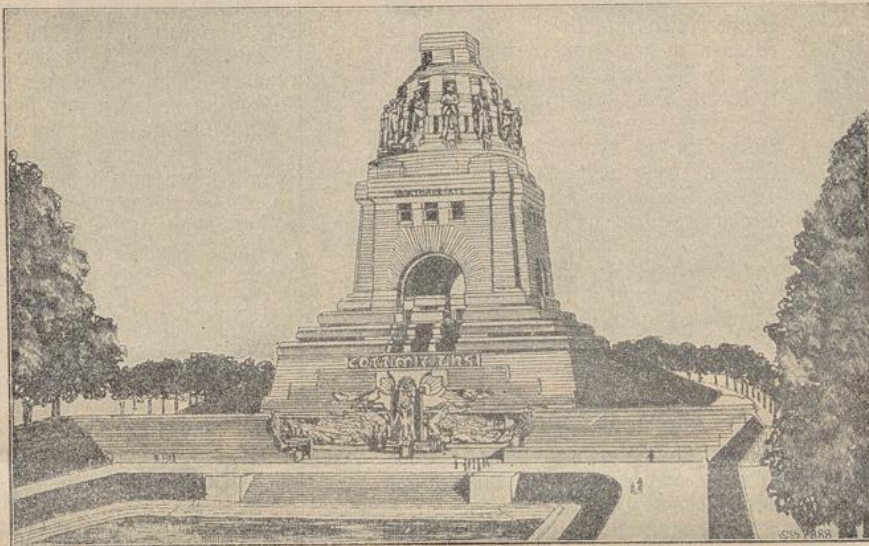
Schwester Koletta ist nun, wie wir zuversichtlich hoffen, im bejagenden „Hafen der Ruhe“ angelangt, die Armen von Czestochau aber und seiner näheren und ferneren Umgebung haben viel an ihr verloren. Die Verbliebene hat übrigens im hiesigen Marienhaus eine gute Nachfolgerin bekommen, nämlich die unsern Lesern rühmlichst bekannte Schwester Engelberta. Schwester Engelberta arbeitete als Lehrerin der hiesigen Mädchenschule und der Volksschule im nahen Christendorf über zwei Jahrzehnte hindurch als treueste Freundin und Beraterin neben Schwester Koletta und ist daher mit den dortigen Missionsverhältnissen aufs beste vertraut. Wer von unsern Lesern und Leserinnen will nun der genannten Schwester, die zugleich die eifrigste Mitarbeiterin des „Vergißmeinnicht“ ist und gewiß schon viele durch ihre interessanten Missionsberichte erfreut hat, zu ihrem Troste, denn sie trauert sehr um Schwester Koletta, und zum glücklichen Beginn ihres neuen Amtes einige Stoffe und Stoffreste zusenden? Viele Schwarze sind überaus arm und bedecken ihre Blöße mit den armseligsten Lumpen. Mögen daher manche Stoffreste an sich auch unbedeutend sein, geschickte Schwesternhände wissen sie doch zusammenzustückeln und etwas Brauchbares daraus zu machen, zumal als Geschenke fürs kommende Weihnachtsfest. Gottes reichster Lohn und unser und unserer schwarzen Kinder fürbittendes Gebet ist den hochherzigen Spendern allzeit sicher.

Vom Blitze erschlagen.

Czestochau. — „Der liebe Gott zürnt“, pflegte eine fromme Mutter bei schweren Gewittern zu ihren Kin-

dern zu sagen, besonders wenn eines derselben kein gutes Gewissen hatte. Ja, nicht selten geschieht es, daß Gott gleichsam im gerechten Zorne einen Menschen plötzlich durch einen Blitzstrahl dahinrafft.

Ein tragischer Fall ereignete sich kürzlich in unserer Nähe in einem heidnischen Kraale. Eine Mutter mit einem etwa drei Monate alten Säugling auf dem Rücken war eben damit beschäftigt, Mais auf dem Steine zu mahlen, als plötzlich ein Blitzstrahl herniederfuhr und dem Weibe den Hinterkopf spaltete, während dem Kinde kein Härchen gekrümmt wurde. Das verwaiste Kind wurde vom zuständigen Magistrate in Bulwer dem hochwürdigen Superior unserer Station übergeben mit der schriftlichen Bewilligung, dasselbe in der Mission bis zu seinem 18. Lebensjahr aufzuziehen. Das jähe Un-



Das Völkerschlacht-Denkmal bei Leipzig.

Stichholz, Berlin 68.

(Vergl. siehe Seite 229).

glück der Mutter hat ihrem Kinde das unverhoffte Glück einer christlichen Erziehung gebracht. Die anderen Kinder, die mit in der Hütte waren, kamen mit einer Betäubung davon.

Glücklicher verlief das Unglück eines Blitzstrahles in unserem christlichen Dorfe. Der Blitz schlug in eine Wohnung ein und spaltete die Säule in drei Teile, während den Insassen nichts geschah, und sie nur den bloßen Schrecken hatten. . . . ja einen solchen heilsamen Schrecken, daß er den etwas eingeschlummerten christlichen Geist der guten Leuten dermaßen wachrief, daß sie den Samstag nicht abwarteten, sondern noch unter der Woche zur Beichte kamen. Ein anderer Vorfall verlief folgendermaßen: Ein Mann und ein fünfjähriger Knabe (beide noch Heiden) wurden vom Blitze erschlagen. Zugleich fielen zwei Personen betäubungslos nieder, und ein Mädchen trug große Brandwunden davon. Der Hausherr selbst, ein verstorben Heide, der noch keine Miene gemacht, sich zu bekehren, obgleich seine nächsten Verwandten alle katholisch sind, erhielt einen schwarzen Fleck im Gesicht gleichsam als Mahnzeichen. Das Haus endlich, hübsch und in Quadratform nach europäischer Art gebaut, wurde ein Raub der Flammen.

Den Schluß bilde folgende Begebenheit: Als kürzlich einer unserer Missionäre bei einem starken Gewitter in einem heidnischen Kraal zugehrie, wollte ein Mädchen

dasselbst Feuer anzünden, wie es dort bei Gewittern üblich ist. Der Missionär wollte vom Feuer nichts wissen und fragte die Leute: „Fürchtet ihr denn euch so sehr vor dem Gewitter?“ — „Jetzt nicht“, lautete die Antwort, „weil du in unserer Hütte bist, und wir noch nie gehört haben, daß ein kathol. Missionär vom Blitze erschlagen worden wäre.“

Br. Adrian.

Königin des Rosenkranzes.

Königin des Rosenkranzes,
Mutter lieblich groß und mild,
Laß in Kindeslieb befränzen
Uns dein hoherhabnes Bild.

Weiß Rosen, makellose,
Flechten in den Kranz wir ein;
Wie in Nazareth sie blühten
Um dein Häuschen still und klein.

Burpurrot das Blut des Sohnes
Floß in jener Leidensnacht;
Deiner Schmerzen still gedenkend,
Nimm der roten Rosen Pracht.

Auf dem Haupt die Sternkrone,
Thronst du hoch in Herrlichkeit,
Dum sei deinem Gnadenbilde,
Goldne Rosenzier geweiht.

Gehet zu Joseph.

Eine Klosterfrau schreibt: „Eine junge Mitschwester erkrankte schwer an Lungenentzündung. Am 12. Tage glaubte der Arzt jede Gefahr beseitigt, da stellte sich nach zwei Tagen ein Rückfall mit hohem Fieber ein, das trotz aller Gegenmittel hartnäckig standhielt. Jetzt konstatierte der Arzt, daß beide Lungenflügel stark angegriffen seien und sprach die Befürchtung aus, es möchte die Krankheit in die sogenannte galoppierende Schwindsucht übergehen. Ich war darüber sehr betrübt, und während ich darüber nachdachte, ob es denn gar keine Hilfe mehr gebe, fiel mein Blick in dem soeben angekommenen „Vergißmichnicht“ auf die bekannte Ueberschrift: „Gehet zu Joseph“. Eine innere Stimme sagte mir: „Ja, gehe zu Joseph, er wird helfen!“ Ich begann eine Novene, versprach Veröffentlichung und ein Almosen für die Mission. Schon am fünften Tag konstatierte der Arzt eine auffallende Wendung zum Besseren, die er sich gar nicht erklären konnte, und jetzt versieht diese Schwester wieder freudig die ihr obliegenden Berufspflichten. Tausend Dank dem hl. Joseph für die treue Hilfe! Ich erfülle hiemit mein Versprechen, lege 10 Mark Almosen für die Mission bei und werde mich bemühen, Ihnen neue Abonnenten fürs „Vergißmichnicht“ zuzuführen, damit auf diese Weise die Zahl der Verehrer des hl. Joseph sich ständig mehre.

„Vor einigen Monaten,“ so schreibt eine unserer Missionschwester, „wurde an mich die Aufforderung gestellt, das Harmonium-Spiel zu lernen. Das war für mich keine kleine Aufgabe, denn ich bin musikalisch nur wenig beanlagt und habe schon bald die Dreißiger Jahre hinter mir. Ich nahm jedoch meine Zuflucht zum guten Vater Joseph und machte mich im festen Vertrauen auf seine Hilfe ans Werk. Nach dreimonatlichen Übungen war ich schon so weit, daß ich ein mehrstimmiges Hoch-

amt begleiten konnte. Drum tausend Dank dem treuen heiligen Vater Joseph! Unter seinen besondern Schutz und Segen will ich auch künftighin all meine Arbeiten und Bestrebungen stellen!“

„Seit längerer Zeit bete ich in einem großen Anliegen zum hl. Joseph, konnte aber bis jetzt keine Erhörung finden. Ich glaube der Grund ist der, daß ich meinem früheren Versprechen, im „Vergißmichnicht“ für erlangte Hilfe öffentlich zu danken, nicht nachgekommen bin. Ich will es daher heute tun. Der Fall lag so: Ich war neben anderen leiblichen und geistigen Anliegen in großer Sorge um einen jungen, verirrt Menschen, der sich in böser Gesellschaft befand, sowie um einen jungen Konvertiten, dem große Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden. Ich wandte mich an U. L. Frau vom hl. Herzen, an den hl. Joseph, den hl. Antonius von Padua und den hl. Apostel Judas Thaddäus. Die Hilfe war ganz augenscheinlich: jenen jungen Mann bewog eine heftige Gewissensunruhe, die Stadt zu verlassen und so aus der gefährlichen Gesellschaft auszuschneiden, der Konvertit aber konnte ungehindert den geplanten Uebertritt in unsere Kirche bewerkstelligen und ist seitdem ein treuer, eifriger Katholik. Mögen die genannten Heiligen diese meine verspätete Dankagung in Gnaden annehmen und mich auch in meinem gegenwärtigen Anliegen Erhörung finden lassen, wenn es so Gottes heiliger Wille ist.“

Ein Gymnasiast schreibt: „Vor einiger Zeit kam mir plötzlich auf ganz unerklärliche Weise ein wertvoller Gegenstand abhanden, dessen dauernder Verlust mir große Unannehmlichkeiten gebracht hätte. Angesporn durch die vielen Gebetserhörungen im „Vergißmichnicht“ nahm ich meine Zuflucht zum hl. Joseph, versprach ein kleines Almosen und Veröffentlichung im genannten Missionsblättchen. Und siehe, schon im nächsten Tage fand sich der Gegenstand und zwar an einem Orte, wo ich ihn nie gesucht hätte. Ich trage hiemit meine Dankeschuld gegen den hl. Joseph ab mit dem festen Vertrauen, er werde mir auch fernerhin in allem ein getreuer Helfer und Beschützer sein.“

„In unserer Stallung war ein wertvolles Stück Vieh erkrankt. Der Tierarzt erklärte, es müsse schnellstens geschlachtet werden. Schon war alles hiefür bereit, da hat meine Mutter nochmals um eine Stunde Aufschub und versprach in der Zwischenzeit eine Novene zu Ehren des hl. Joseph mit dem Versprechen der Veröffentlichung. Sofort trat ganz unerwartet eine so auffallende Besserung ein, daß vom Schlachten des Tieres Abstand genommen werden konnte. Auch sonst hat meine liebe Mutter, so oft sie sich in einem besonderen Anliegen an den hl. Joseph wandte, die erwartete Hilfe gefunden.“

„Vor einem halben Jahre fiel mein Sohn beim Militär in eine schwere Krankheit, die eine Gliederlähmung zur Folge hatte. Der Lazarettarzt erklärte, mein Sohn werde noch lange dienstunfähig bleiben. In meiner Not begann ich eine neuntägige Andacht zu Ehren des hl. Joseph und versprach im Falle der Erhörung Veröffentlichung im „Vergißmichnicht“. Kurz darauf besserte sich der Zustand meines Sohnes derart, daß er nach acht Tagen schon wieder seinen Dienst aufnehmen konnte. Aus Dankbarkeit lege ich 50 Mark Missionsalmosen bei und ermahne alle, recht vertrauensvoll ihre Zuflucht zum hl. Joseph zu nehmen, denn er vermag alles bei Gott.“

Ein neuinstallierter Pfarrer schreibt: „Tausend Dank dem lieben hl. Joseph für die Erhörung in einem wichtigen Anliegen! Wochenlang stiegen heiße Gebete aus

vielen Herzen zum mächtigen Nährvater Jesu empor, doch jeder neue Tag war eine neue Prüfung in geduldigem Warten und Vertrauen. Die gewünschte Erhörung schien bereits ausgeschlossen zu sein, doch die Gebete drangen noch immer zum Himmel, nur noch heißer und dringender als zuvor. Siehe, da nimmt die bereits verloren gegangene Sache eine andere Wendung. Noch ein paar Tage bangen Harrens, und jubelnd rufen die treuen Väter aus: „St. Joseph hat doch noch geholfen!“ Drum ihr Bedrängten alle: geht mit größtem Vertrauen zum lieben, heiligen Joseph!“ —

Es liegen vor mir noch 73 Briefe auf dem Redaktionstische. Sie alle rühmen die Macht der Fürbitte des hl. Joseph; wollte ich alle aufnehmen, sie würden das ganze Blättchen füllen. Ich muß mich daher begnügen, den Inhalt nur summarisch anzudeuten: „Der hl. Joseph hat geholfen! Ein Mädchen blieb von Blutsturz und langwieriger Krankheit, die sie so sehr fürchtete, bewahrt; in einer Pfarrei wurde einem erkrankten Herrn noch so viel Lebenszeit geschenkt, daß eine wichtige Angelegenheit zuvor nach Wunsch geregelt werden konnte; ein Abonnent fand rasche Heilung, so daß eine gefürchtete Operation nicht mehr nötig war; ein Schweranker, der schon lange nicht mehr gebeitet hatte, empfing rechtzeitig die heiligen Sterbesakramente; ein vierjähriges Mädchen wurde von einem schweren Ohrenleiden geheilt, ein langjähriger „Vergißmeinnicht“-Leser von einem beschwerlichen Lungenkatarrh, und zwar so gründlich, daß der Arzt von dem genannten Uebel keine Spur mehr ent-

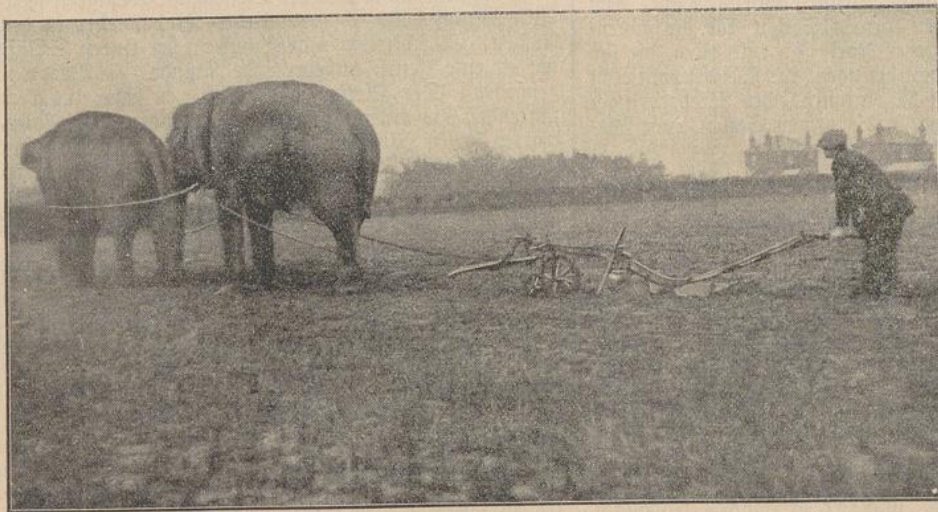
decken konnte. Ein dem Trunke ergebener Mann besserte sich infolge der vielen Gebete, die seine Frau zu Ehren des hl. Joseph verrichtete; ein stellungloser Mann bekam einen neuen, schönen Posten, ein Student, der in Gefahr war, repetieren zu müssen, machte ein günstiges



Eigenartige Feldbestellung in Europa: Kamele beim Pflügen.

Examen; ein elfjähriger Knabe hatte ein Auge verletzt und fand, obschon das Unglück am späten Abend stattgefunden hatte, und der Arzt zwei Stunden weit entfernt wohnte, noch rechtzeitig Hilfe; bei längerer Verzögerung wäre das Auge verloren gewesen. (5 Mark Almosen für die Mission.) Eine Leserin fand Hilfe in einer großen Geldverlegenheit, eine andere Hilfe in einer gefährvollen Entbindung, eine dritte konnte ihr Kind in einer guten Erziehungsanstalt unterbringen. Eine Postulantin dankt für die Gnade der Berufung zum hl. Ordensstande; eine Person wurde von schweren Versuchungen

befreit und spendete aus Dankbarkeit 200 Mark Missionsalmosen, eine andere 5 Mk. aus Dank für die Heilung von einem Krebsleiden, eine dritte 10 Mk. wegen Hilfe in einer Erbschaftsangelegenheit. Eine Leserin betete um guten Hausverkauf und um ein Geschäft, wo sie alle Tage in die Kirche gehen konnte; ihr Gebet fand Erhörung; in einer bedrängten Familie fand der Mann eine



Eigenartige Feldbestellung in Europa: Elefanten beim Pflügen.

passende Anstellung bei der Bahn, ein Knabe konnte ein anständiges Handwerk erlernen, und ein Kind, dem in einer Futterschneidmaschine der Mittelfinger total gespalten worden war, wurde rasch geheilt. Eine Abonnentin dankt dem hl. Joseph für die Erlangung eines guten Dienstboten und die zweimalige Errettung ihres Schwagers aus großer Lebensgefahr, eine arme Witwe berichtet von rascher Heilung von schwerem Magenleiden und spendet aus Dank 5 Mark Missionsalmosen. Ein Leher, der an Herzerweiterung litt, fand Hilfe und eine passende Stellung, eine Leherin, die von Gicht und Gelenk-Rheumatismus geplagt wurde, fand Heilung nach einer Novene zu Ehren des hl. Joseph. — Möge die wahre Verehrung des hl. Joseph, dieses großen Helfers in jeder Not, allüberall aufblühen und zunehmen von Tag zu Tag!

Andacht zum hl. Antonius und zu den armen Seelen.

Ein „Vergißmeinnicht“-Leher aus Westfalen schreibt: „Vor längerer Zeit hatte ich einen Fehlbetrag von 100 Mark zu beklagen. All meine Bemühungen, den Verbleib aufzuklären, blieben erfolglos, so daß ich nach menschlichem Ermessen keine Aussicht auf Wiedererlangung der genannten Summe hatte. Da nahm ich recht vertrauensvoll meine Zuflucht zum hl. Antonius, dem Wiederbringer verlorener Sachen, sowie zu den armen Seelen im Fegfeuer. Ich versprach im Verein mit meiner Frau eine hl. Messe und im Falle der Erhöhung Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht“. Unser Vertrauen wurde glänzend belohnt, denn schon am folgenden Morgen wurde mir der volle Betrag prompt überbracht.“

In jüngster Zeit hatte ich nach überaus angestrengter Arbeit nochmal das Mißgeschick, nach Dienstschiuß einen Fehlbetrag von 100 Mark feststellen zu müssen. Allerdings lag diesmal die Sache insofern für mich günstiger, daß ich mit ziemlicher Bestimmtheit den Verbleib nachweisen konnte, aber selbst diesen günstigen Umstand glaube ich nur der Fürbitte des hl. Antonius und der armen Seelen verdanken zu müssen. Trotzdem waren meine Bemühungen diesmal nicht so schnell erfolgreich und man konnte sich nicht sogleich zur Herausgabe des Betrages verstehen. Einige Tage schwebte ich in Hangen und Bängen, bis wir uns abermals an unsere getreuen Helfer in der Not wandten; auch diesmal war unser Vertrauen herrlich belohnt. Drum tausend Dank dem hl. Antonius und den armen Seelen für die augenscheinliche Hilfe in unserer Not! Ich rufe allen, die sich in ähnlicher Verlegenheit befinden, zu: Wendet euch recht vertrauensvoll an den hl. Antonius, den Wiederbringer verlorener Sachen, und an die armen Seelen, euer Vertrauen wird nie unbelohnt bleiben!“

Kinder haben einen Schutzengel.

Eine Leherin des „Vergißmeinnicht“ schreibt uns aus Nordamerika folgendes: „Am 3. Dezember 1912 fuhr ich mit meiner Familie von Wien nach Triest. Wir benutzten die Südbahn, und es befanden sich über 20 Auswanderer im Zug. Am ersten Tag ging alles gut; am 4. Dezember in der Frühe — es mochte etwa 1/6 Uhr morgens sein, und war noch dunkel, — erwachten meine drei Kinder, von denen das älteste sechs, das jüngste drei Jahre alt war, und verlangten auf das Klosett geführt zu werden. Ich ging natürlich mit; die zwei größeren Kinder liefen voraus, und der dreijährige Johannes blieb im Gange stehen.“

Während ich nun dem mittleren, 4 1/2-jährigen Kind die nötige Aufmerksamkeit schenke, verspüre ich einmal vom Rücken her einen eiskalten Zug und bemerke mit Schrecken, daß die Wagentüre offen steht und mein kleiner Johannes verschwunden ist! — Ich eile auf das erste Trittbrett herunter, unschlüssig, ob ich den Sprung ins Freie wagen solle oder nicht; doch eine innere Stimme hielt mich davon zurück. Ich sehe vom Kinde keine Spur, vernehme auch keinen Laut. Ich eile ins Coupé, in der stillen Hoffnung, der Kleine möchte vielleicht dorthin zum Vater zurückgekehrt sein. Doch das war nicht der Fall. „Um Gottes willen,“ rufe ich, „das Kind ist aus dem fahrenden Zug gefallen!“ Alle Mitreisenden wachen auf, man zieht alle Notbremsen; umsonst, nicht eine einzige funktioniert. Die Leute rufen auf beiden Seiten zu den Wagenfenstern hinaus, doch niemand hört uns, die Türen zu den andern Waggons sind verschlossen, und der Zug rast mit unverminderter Geschwindigkeit durch eine öde, menschenleere Gegend dahin, als wäre nichts geschehen! — Es blieb mir in meiner Not nichts anderes übrig, als mein armes Kind dem Schutze seines hl. Engels und dem hl. Antonius von Padua zu empfehlen.“

Endlich hält der Zug auf der Bahnstation Voitsch. Doch bevor ich noch das Unglück melden kann, kommt uns schon der Stationsvorstand mit der Kunde entgegen, das aus dem Wagen gefallene Kind sei aufgefunden worden und werde in wenigen Minuten mit dem Schnellzug eintreffen; es sei gesund und wohl und habe nur eine kleine, ganz unbedeutende Verletzung davongetragen. Das alles hatte inzwischen der Telegraph gemeldet.

Ich konnte jedoch der Sache nur halben Glauben schenken und wollte auf der Station die Ankunft des Schnellzuges abwarten, während mein Mann mit den beiden andern Kindern weiterfuhr, da er zur bestimmten Zeit in Triest eintreffen mußte. Im Stationsgebäude nahm mich ein Polizist in ein strenges Verhör; er glaubte, es liege eine Fahrlässigkeit von meiner Seite vor, und das Kind sei aus dem Fenster gefallen, denn der Kondukteur hatte erklärt, die Türe sei verschlossen gewesen. Ich konnte natürlich nur den Tatbestand berichten, ob etwa die Türe von einem Mitreisenden aufgemacht worden war, entzog sich meinem Wissen.

Doch siehe, da kommt der Schnellzug! Wenige Augenblicke darauf halte ich mein liebes Kind wieder in den Armen! Es fehlt ihm nichts; nur an der linken Schläfe hat es eine kleine, unbedeutende Wunde. — Was war geschehen? Der Kleine sagte selbst, er habe aus dem fahrenden Zug einen Burzelbaum geschlagen. Ein Bahnwärter, dessen Häuschen ganz in der Nähe war, hörte ihn „Mama“ rufen; er ahnte sofort ein Unglück und es gelang ihm, den nachkommenden Schnellzug zum Stehen zu bringen, sonst wäre wohl das Kind, das mit dem Kopf auf der Eisenbahnschiene lag, überfahren worden.

In Triest angekommen, versäumten wir natürlich nicht, dem edlen Retter unseres Kindes, dessen Adresse wir inzwischen erfahren hatten, ein inniges Dankschreiben nebst einer kleinen Belohnung zu schicken. Den vollen Lohn muß ihm der liebe Gott bezahlen, ich vermag es nicht.

Ich schreibe die Rettung meines Kindes dem heiligen Schutzengel und dem hl. Antonius zu, denen ich hiemit öffentlich meinen herzlichsten Dank ausspreche. Möge jeder, der diese Zeilen zu Gesicht bekommt, rechtes Vertrauen fassen und in Stunden der Not ebenfalls seine Zuflucht zu den genannten Patronen nehmen.“

Maria Antoinettes letzter Gruß an ihre Kinder.

(Mit 2 Bildern Seite 234.)

Züngst wurde in dem Museum einer französischen Provinzstadt das Gebetbuch entdeckt, welches die unglückliche Königin von Frankreich, Maria Antoinette, Tochter der großen Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich, noch kurz vor ihrer Enthauptung in den zitternden Händen gehalten hatte.

Auf dem Rücken der Seite 219 lesen wir die von der Königin kurz vor ihrem Tode eigenhändig geschriebenen ergreifenden Abschiedsworte an ihre Kinder: „Ce 16 octobre, à 4 h. $\frac{1}{2}$ du matin. Mon Dieu! ayez pitié de moi! Mes yeux n'ont plus de larmes pour pleurer pour vous, mes pauvres enfants: adieu, adieu! — Marie Antoinette.“

Zu Deutsch: „Am 16. Oktober, 4 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens. Mein Gott, sei mir gnädig! Meine Augen haben keine Tränen mehr, um sie für euch zu vergießen, meine armen Kinder! Lebt wohl, lebt wohl! — Marie Antoinette.“

Beim Anblick dieser denkwürdigen Zeilen wird jedes menschliche Herz von den tiefsten Gefühlen ergriffen. Was mag die arme Königin, der man sogar jeden priesterlichen Beistand verweigert hatte, gelitten haben! Ihre letzten Gedanken galten Gott und ihren zwei armen Kindern. Der Glaube allein kann in solchen Stunden trösten.

Das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig.

(Siehe Bild Seite 235).

das seiner feierlichen Einweihung am 18. Oktober entgegengeht, ist das größte Denkmal der Welt. Es überragt mit seinen 91 Metern das bisher größte Denkmal, die von den Franzosen Amerika geschenkte Freiheitsstatue am Eingang des New Yorker Hafens um 11 Meter.

12 $\frac{1}{2}$ Tausend Kubikmeter Granit (im Gewichte von mehr als $\frac{1}{2}$ Million Zentner) aus den Veucher Steinbrüchen in der Nähe Leipzigs und 100 000 Kubikmeter Zementstapfstein sind in das Denkmal eingebaut. Das Ganze hat ein Gewicht von 10 Millionen Zentner oder einer Milliarde Pfund. Das Denkmalsgelände hat eine Längenausdehnung von einem halben, eine Ausdehnung in die Breite von einem viertel Kilometer. An Höhe kommt dem Völkerschlachtdenkmal von deutschen Denkmälern das auf dem Kyffhäuser errichtete mit 65 Meter am nächsten, dessen Rauminhalt aber sechzehnmal kleiner ist als der des Leipziger Males. Das Denkmal auf dem Niederwalde ist nur 38,6 Meter hoch. Die Gesamtkosten des Völkerschlachtdenkmals werden sich auf 6 Millionen Mark belaufen, die der Deutsche Patriotenbund in zwanzigjähriger mühevoller Arbeit zusammengebracht hat.

Das in Pyramidenform sich aufbauende Denkmal enthält im Innern eine Kuppelhalle von 68 Meter Höhe, in der ein ganz ansehnlicher Kirchturm Platz fände. Durch zweimalige Unterbrechung der Decke ist die Halle in drei Teile gegliedert, eine Krypta, eine Ruhmeshalle und einen Oberbau. In der Krypta sind 8 Pfeiler eingebaut, die in 5 $\frac{1}{2}$ Meter hohen Schicksalsmasken endigen, an jedem Pfeiler stehen 2 Krieger von je 3 $\frac{1}{2}$ Meter Höhe; in der Ruhmeshalle sitzen 4 allegorische Kolossalfiguren von 9,60 Meter Höhe, welche die Opferfreudigkeit, die Tapferkeit, die Glaubensstärke und die deutsche Volkskraft darstellen. Zu jeder Figur waren über 5000 Zentner Granit (100 Kubikmeter) erforderlich. An den 4 Figuren allein wurde über 3 Jahre gearbeitet. Die Kuppelwölbung der Ruhmeshalle um-

geben 324 gleichgebildete Reiterfiguren in 11 Reihen übereinander. Sie sind der einzige Schmuck des Denkmals, der in Beton gebildet ist. Am Oberbau des Denkmals stehen außen 12 Kriegergestalten von je 12 Meter Höhe, jeder dieser „Wächter der Freiheit“ wiegt über 4000 Zentner. Den Abschluß des Ganzen bildet eine gigantische aus 120 Werkstücken hergestellte quadratische Deckplatte von 10,60 Meter Seitenlänge und rund 3,60 Meter Höhe.

Eigenartige Zirkusbetriebung in Europa.

(Mit 2 Bildern Seite 237.)

Lord Saenger, einer der berühmten englischen Zirkusbesitzer, wurde vor kurzem ermordet, und sein Sohn erbte den Zirkus und den gewaltigen Landbesitz. Das Eigenartige in diesem Zirkusbetriebe ist, daß er nur im Sommer in den Provinzen seine Vorstellungen gibt, während im Winter der ganze Zirkus auf dem Lande untergebracht ist und die verschiedenen Tiere zur Bestellung der Felder verwendet werden. Elefanten und Kamele helfen beim Pflügen, Adern und anderen Arbeiten. Es ist für den Europäer ein eigenartiger Anblick, die Tiere bei dieser Arbeit zu beobachten. Die Photographien wurden erst vor kurzem angefertigt.

Vergißmeinnicht.

Ein langersehnter Bote
Tritt heut zu mir herein,
Ein Hefchen reicht er schlicht,
Mehr hat er diesmal nicht.

Und doch bin ich zufrieden,
Bin wirklich hoch erfreut,
Denn jetzt ist mir beschieden
Ein gemüthlich Stündchen heut.

Das traute Hefchen kündet
Die besten Grüße mir
Von meinen lieben Schwarzen
In Afrikas Revier.

Und kennst du dieses Hefchen?
Will dir's verschweigen nicht,
Es trägt 'nen schönen Namen,
Es heißt „Vergißmeinnicht“.

(Eine eifrige Leserin aus Budapest.)

Briefkasten.

Für alle zugunsten der Mission eingelaufenen frommen Spenden sagen wir unsern geehrten Wohlthätern unsern innigsten Dank und ein herzliches „Vergelt's Gott!“ Die Empfangsbescheinigung erfolgt durch die zuständige Mariannhiller Missionsvertretung; eine Veröffentlichung im Vergißmeinnicht findet nur in besonderen Ausnahmefällen statt.

Dankfagungen, Gebetsempfehlungen usw. werden durch die bloße Angabe des Ortes, von wo sie einlaufen, publiziert, weshalb man leztern in einem diesbezüglichen Brief immer ausdrücklich nennen soll. Die Veröffentlichung kann aus technischen Gründen immer erst in der zweit- oder dritt-nächsten Nummer unseres Blättchens erfolgen.

Bei etwaigem Wohnungswechsel wollen unsere geehrten Leser immer zunächst die alte Adresse angeben und dann beifügen, unter welcher Adresse ihnen das Vergißmeinnicht in Zukunft geschickt werden soll. Sehr erwünscht ist in diesem Falle die Angabe der sogenannten „Schleifen-Nummer“, die sich auf jeder unserer Adressen findet.

S. S. 100 Fr. dankend erhalten. Gott lobne es!
Seeborf (Württemberg). — 300 Mk. nach Intention des Gebers erhalten. Herzliches „Vergelt's Gott!“

Nabl, Memento für verstorbenen Vater, 20 Kr.

Bonnorf. — Betrag von 50 Mk. bld. erhalten. Gott segne es!
Lefina. — Beiständige mit Dank den Empfang von 30 Kr.
H. B. 40 Mk. dankend erhalten.

Herzinnigen Dank dem Junggefellens-Verein in Rheinbrohl, sowie all denen, die zu der schönen, am 21. Juni d. selbst abgehaltenen Missionsausstellung beitrugen. Die schönen Paramente, sowie die schmucken vielen neuen Kleider, Mützen usw. waren uns hochwillkommen und weckten großen Jubel unter unsern schwarzen Kindern und Neubekehrten in Afrika. Gott möge es den hochherzigen Spendern reichlich lohnen!

Neu. J. J. 104 Mt. für 4 Heidentinder und Antoniusbrot dtd. erhalten, desgleichen von G. A. ein Paket für Triaschill. Von „Ungeannt“ aus Wien 100 Kr. erhalten. Von Stl. G. 50 Kr. Herzliches Vergelt's Gott!

Danksagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot

in verschiedenen Intentionen gingen ein aus:

Glasmühl, Würzburg, Wasserburg, Gumpen, Lohkirchen, Hainstadt, Bonndorf, Ludwigshafen, Göttingen, Lössheim, Ingolstadt, Zwiggelmühle, Altm., Steinbach, Wilburgstetten, Wildberg, St. Martin bei Meran, Wartberg a. d. Krems, Lesina, Breslau, Bielendorf, Wassen, Wöhlen, St. Gallen, Hagnau, Biliters, Dietikon, St. Zürich, Hagenborn, Sillianberg, St. Nikolaus, Linz, Böcklabruck, München, Schaan, Voralberg, Villa-Möbe, Breslau, Dortar, Gablonz, Nördlingen, Ebingen, Konstanz, Offenburg, Vapersfoien, Enschweiler, Wiesen, Römershag, Mühldhausen, Zettenhausen, Geisa, Hofen, Zwill, Winterthur, Altdorf, Freiburg, Forst, Schorn, Nieden, Todtmoos, Frohnstetten, Straubing, Butschingen, Ebersbach, Pulmanskirchen, Neusag, Kozendorf, Reinfurt, Neufang, Frochheim, Dirnstein, Dttroff, Kronenburg, Wöhlen, Engelburg, Brengarten, Oberegg, Ettingen, Entlebuch, Langen-neunforn, St. Gallen, Mörichwil, Mämliswil, St. Fiben, Stein, Kirchberg, Lommis, Neuenhof, Gerjan, Lugano, Zürich, Gelfingen, Alttätten, Grezenbach, Basel, Leke, Ems, Herznach, Rothenburg, Einsiedeln, Hohenhäusling, Ketten, Breitenbach, Hochhausen, Tiefenstein, Hettstadt, Würzburg, Altholshausen, Stuttgart, Reimlingen, Mönchberg, Würzburg, Oberfird, Zell a. G., Saarlouis, Pfaffenhausen, D.-A. Mühstorf, Königshofen, Günzburg, München, Ganghoferstraße, Fraunberg, Wernarz-Brüdenau, Hohenhausen, Göttingen, Rinnenhal, Straubing, Partstetten, Ebingen a. D., Würzburg, Nördlingen, Ansbang, Butschingen, Hohenwart, Postan, Wöllstein, Unterschneidheim, Freiburg i. B., Dreifach, Erlach, Wüstweiler, Loibling, Nebelschütz, Langheim, Weingarten, Kolmar, Inglingen, Zürich, Willisau, Waltenischwil, Bedenried, Gerjan, Bettwiesen, Lichtensteig, Gams, Oberegg, Mels, St. Gallen, Niedernwil, Schmerikon, Dorfbach, Betten, Ermenjee, Frauenfeld, Niederwald, Gossau, Barmat, Oberriet, Würselen, Dalinghaus, Bonn, Köllinghausen, Oberzier D., Dahlhausen, Osterfeld, Menden, Wevelinghoven, Heppendorf, Bondorf, Rodingen, Saarlouis, Buer, Brand, Fischbach, Dieblich, Dannerhof, Harff, Uder, Etelbrück, Förde, Langenholthausen, Rhebe, Wannweil, Gelsenkirchen, Würselen, Niederfeld, Mainz, Neufirchen, Hagen, Essen, Aspet, Altena, Spurtenbach, Mehlem, Davensberg, Vorhorn, Graz, Budapest, Melf a. Donau, Salzburg, Czernowitz b. Brünn, Herom, Ungarn, Jerselmauer, Haag, Königsfeld b. Brünn, Murau, Graz, Zicin, Feldkirch, Voralberg, Wien XIII, Groß-Rösten-dorf, Zeilern, Antieenhofen, St. Margarethen bei Linz, Hohenelbe, Sierning, Weng b. Admont, Mariachein, Schwarzenberg, Marienbad, Einsiedel b. Marienbad, Grlan, Tirol, Temesvár, Dornbirn, Budaösch, Regelsdorf b. Königinhof, Ternberg, Graz, Hittisau, Raab, D.-De., Sopron Kethely, Gurten, Plan, Linz, Kragau, Joslowitz, Klösterle, Raaden, Linz, Wartberg-Krems, Seixten, Grulich, Sierning, Admont, Pyhre b. St. Pölten, Brizen, Mojosölnot, Ernstshofen.

Memento.

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Messbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Franziska Kleiner, Oberdorf, Josepha Scheidnagel, Maichach, Alexander Ruch, Tübingen, Josepha Robert, Klein-helmendorf, Geistl. Rat Dr. Augustin Kluge, Reisse, Jos. Ant. Strakmann, Döttingen, Melchior Kemp, Affikon, Joh. G. Felderer, St. Gallen, Karolina Mutter, Niederwald, Prof. Paul Sigwart, Altdorf, Maria Büeler, Zbach, Jos. Hof, Lauffen, Margaretha Vill, Oberweyer, Heinrich August und Elisabeth Kopp, Würzel, Theres König, Kreuth, Michael

Klüpfel, Oberpleichfeld, Joh. Weiß, Münchgrün, Marg. Franz, Tirschenreuth, Hochw. Pfr. Ludwig Ruffer, Günz-burg, Franz Seidle, Meisensburg, Magdal. Brottinger, Günzburg, H. Deringer, Schwabmünchen, Johann Kühn-höfer, stud., Nürnberg, Sabina Mitich, Sindeldorf, Anna Bachmeier, Haunersdorf, Ursula Blum, Linz, Adam Amberg und Albertine Gert, Würzburg, Theresia Allgaier, El-zach, Monika Auh, Frankfurt, Elisabetha Vaber und Alban Gabel, Diselhausen, Paul Leicht, Ebingen, Maria Knoblach und Seravin Wegel, Mönchberg, Regina Streidt, München, Jacques Moos, Ungersheim, Franziska Schuster, Furtb i. B., Margaretha Döger, Nürnberg, Elise Weiß, Hirsch-höf, Barbara Pfeifer, Markkirch, Anton Hölzl, Klobenreuth, Kreszenz Zehetmaier, Hohenlinden, Emerentia Höfle, Schön-leiten, Luise Bischoff, Sedach, Theresia Behringer, Stutt-gart, Josef Sauter, Weingarten, Anna Duntzhöfner, Alten-essen, Heinrich Areg, Hoven, Ehrw. Schw. Eniebia, Memich, Barbara Kallen, Heppendorf, Heinrich Wirz, Sindori, Nikolaus Schmitz, Werth, Frau G. Daugenberg, Aachen, Herr Kaiser, Birkesdorf, Jakob Hambach, Hemmersbach, Nikolaus Fetz, Eupen, Schw. P. Gerhards, Neuenid, Frau Christian Weyer, Sangelar, Heinrich Simon, Bonn, Frau Marx, Obergarzen, Frau Doriel, Firmenich, Elisabeth Epping, Westerholz, Christian und Anna Vernägel, Pader-born, Kaspar Mente, Gejele, Franz Kieffer, Kopsal, Peter Prinz, Warzbach, Sophie Stein, Madiel, Maria Ritsch, Klagenfurt, Michael Pfenzeller, Leopoldschlag, Martin Sporn, Linz, Karoline Wagner, Arnsdorf, Ferd. Schrott-bauer, Enns, Bözile Kaller, Schattau, Barbara Gantner, Grlan, Sebastian Lühner, Sillian, Lorenz Gold, St. Mar-gareth a. Raab, Georg Buchauer, Niederndorf b. Ruffstein, P. Friedrich Bachta, Leitomischl, Maria Plant und Josefa Trummer, Graz.

Mariannhiller Missionskalender 1914.

Unser neuer Kalender ist wieder überaus reich an interessanten Berichten aus dem afrikanischen Missions-leben und sonstigen schönen und lehrreichen Berichten und Erzählungen. Wir erwähnen nur:

Der politische Flüchtling.
Eine Woche im Belagerungszustande,
für ein Tröpfchen.
Die Todesbraut.
Was Gott tut, das ist wohlgetan.

Kaffee und Tabak bei den Türken,
Der arme Franzos und seine
Gatterkreuzer.
Das Torpedo und seine Verwendung.

Dem reichen Inhalt entspricht der Bilder schmuck. Außer einem prächtigen Farbenbild, den sel. Hermann Joseph darstellend, wie er vor einem Muttergottes-Altar dem lieben Jesuskind einen Apfel reicht, enthält der Kalender gegen 100 biblische Darstellungen teils aus unserer eigenen Mission, teils aus verschiedenen Gebieten menschlichen Wissens und Schaffens.

Da unser Kalender von jeher ein Hauptmittel war, die Mariannhiller Mission in immer weiteren Kreisen bekannt zu machen, so stellen wir an die ge-ehrten Leser und Leserinnen des Vergnügungsbogens die ergebene Bitte, nach Kräften zu dessen Verbreitung beizutragen. Der reichste Gotteslohn werde all' jenen zuteil, die sich der guten Sache annehmen!

Der Mariannhiller Missionskalender ist von unserer auf dem Titelblatte des Vergnügungsbogens angegebenen Vertretung zu beziehen und kostet ohne Postgebühr in Deutschland 50 Pfg., in Oesterreich-Ungarn 60 Heller, in der Schweiz 65 cts. und in Amerika 20 cents.

Der beschriebene Reingewinn ist für Missionszwecke bestimmt.

Gesunde, kräftige, junge Leute,

welche Beruf zum Ordensstande haben und in der Mission ihre Kräfte zum Heile der Seelen verwenden wollen, mögen sich wenden an das Missionshaus St. Paul, Post Walbeck, Rheinland. Applikationen sind beizufügen: Tauf- und Firmenschein, ärztliches Gesundheitsattest, Sittenzeugnis des Seelsorgers und eventuelle Arbeits- und Studienzeugnisse.

Redaktionschluss am 15. August 1913.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gest. u. et.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschafts-druckerei G. m. b. H., Würzburg.